

Evangelische Mission
Weltweit

Association of Protestant Churches
and Missions in Germany



Dankbarkeit
Hoffnung
Zukunft

50 JAHRE EMW

EMW THEMENHEFT 2025

Vorwort

Die Evangelische Mission Weltweit (EMW) wird in diesem Jahr 50 Jahre alt. Ein guter Anlass, um sich der langen Tradition zu vergewissern, in der evangelische Missionswerke und Kirchen und ihr Dach- und Fachverband stehen. Dies schließt eine ost- und westdeutsche Geschichte ein.

Zum 40. Bestehen wurde damals ein Jubiläumsband mit Reflexionen zu Geschichte und Auftrag vorgelegt: „Ein Geschenk an die weltweite Kirche“, Hamburg 2015.

Zum 50. Jahrestag legen wir mit diesem Heft eine Fortsetzung der Reflexion vor. Meilensteine werden beleuchtet und an besondere Projekte der letzten zehn Jahre, wie zum Beispiel der Studienprozess MissionRespekt, wird erinnert. Ein inhaltlicher Schwerpunkt der Arbeit der EMW, die Förderung und Begleitung der theologischen Ausbildung an Hochschulen im Globalen Süden, wird hier aus deutscher und indischer Sicht beleuchtet.

Missions-, Ökumene- und Partnerschaftswerke organisieren sich ebenso wie Kirchen auf unterschiedliche Weise. Welche spezifische Gestalt unsere Mitglieder gewählt haben, entdecken Sie in den vier Beiträgen, die wir als Stimmen für unterschiedliche Modelle ausgewählt haben.

In einer Sammlung an persönlichen und institutionellen Glückwünschen, die uns erreicht haben, wird deutlich, dass die Arbeit der EMW persönlich, geistlich und theologisch vielfach eine Bereicherung und ein Segen war und ist. Dafür sind wir dankbar.

Neben dem Blick auf die EMW in diesem besonderen Jahr beleuchten wir auch weitere Schwerpunkte unserer Arbeit. Etwa: An welchen Themen arbeitet der Ozeanien-Dialog und das Westpapua-Netzwerk und wie entwickelt sich die Partnerschaftsarbeit weiter, wenn es mehr sein soll als ein Geldtransfer von Nord nach Süd.

Das Themenheft lädt ein, sich weiter über Missionswerke und Kirchen, ihre Transformation in neue Strukturen und vor allem, mit ihrer inhaltlichen Arbeit auseinanderzusetzen.

Ihr **Rainer Kiefer**
Direktor



Inhaltsverzeichnis

Vorwort	02
Inhaltsverzeichnis	03

Schwerpunktthema

Gemeinsamer Rückblick und Ausblick	04
Theologische Ausbildung – ein Herzstück der EMW	08
Von Dalit-Wurzeln zu globaler Stimme	12
„MissionRespekt“ – Ein ökumenischer Lernprozess	16
Ein wichtiger Teil der Geschichte	20
Zwischen Tradition und Transformation	26
Gut aufgestellt in die Zukunft	28
„lasst uns essen und fröhlich sein!“ – Anleitung zum biblischen Teambuilding bzw. Geburtstag-Feiern	38

In der Heftmitte: Geburtstagsgrüße aus der weltweiten Ökumene

Weitere Themen

Projektförderung im Wandel	42
Partnerschaftlich Projekte managen Gleichberechtigung als Leitprinzip	
Kirche und Rassismus	49
Verantwortung anerkennen, gemeinsam Zukunft gestalten	
Mission und Kolonialismus	54
Wir müssen verlernen	
Theologie im Kontext	59
Wieder ein Moment der Wahrheit?	
Frieden und Gerechtigkeit	63
Solidarität beginnt mit Zuhören	
Schöpfung und Nachhaltigkeit	68
Verrat an den Schwachen und Versagen der Starken	
Freiwilligenarbeit	72
Neugierig auf die Welt	
Impressum	75

Ein gemeinsamer RÜCKBLICK und AUSBLICK

In diesem Jahr feiert die Evangelische Mission Weltweit (EMW) ihr 50-jähriges Bestehen. Das ist Anlass für die Vorstandsmitglieder Julia Rau und Dietmar Arends, sich auszutauschen über das, was die EMW geprägt hat und wo Herausforderungen für die Zukunft liegen könnten.

Julia Rau: Die EMW wird 50 Jahre alt – ein halbes Jahrhundert gelebte Mission und ökumenische Zusammenarbeit! So würde ich es spontan formulieren. Im Vergleich bin ich noch nicht lange dabei – und ehrlich gesagt hatte ich bis 2021 noch nie von der EMW gehört. Erst durch mein Amt als EKD-Synodale kam ich damals eher zufällig zur Mitgliederversammlung in Leipzig – das war ziemlich aufregend. Wie bist Du eigentlich zur EMW gekommen?

Dietmar Arends: An meine erste Mitgliederversammlung erinnere ich mich auch noch sehr gut. Ich war 2016 von der Kirchenkonferenz entsandt worden und kam dann mitten hinein in den laufenden Perspektivprozess, mit dem sich das damalige Evangelische Missionswerk neu ausrichten wollte. 2018 wurde ich dann für mich ziemlich überraschend zum Vorsitzenden gewählt und durfte den weiteren Perspektivprozess und die sich anschließende Umsetzung der Ergebnisse in dieser Funktion begleiten.

„Besonders die partnerschaftlichen Beziehungen zwischen Kirchen im Globalen Norden und Süden sind eine große Errungenschaft“

Von **Dietmar Arends**
und **Julia Rau**

„Der EMW kommt meines Erachtens die Aufgabe zu, eine Plattform zu bieten, um gemeinsam zum Beispiel Fragen von Missionsverständnis und -geschichte, von dem Verhältnis von Mission und Kolonialisierung zu reflektieren“

Julia Rau: Es ist beeindruckend, wie sich die EMW seit ihrer Gründung 1975 als Dach- und Fachverband für Mission und Ökumene etabliert hat. Besonders die partnerschaftlichen Beziehungen zwischen Kirchen im Globalen Norden und Süden sind eine große Errungenschaft. Dennoch bleibt die Frage nach ausreichender Diversität bestehen. Gerade in diesem Kontext – und angesichts der oft negativ behafteten Konnotation des Begriffs „Mission“ – stellt sich unweigerlich die kritische Frage, wen die EMW eigentlich genau vertreten will.

Dietmar Arends: Ja, das Verständnis der EMW als „Dach- und Fachverband“ für Missionswerke und Kirchen war ein wichtiges Ergebnis des Perspektivprozesses. In dieser Beschreibung kommt der EMW meines Erachtens die Aufgabe zu, eine Plattform zu bieten, um gemeinsam zum Beispiel Fragen von Missionsverständnis und -geschichte, von dem Verhältnis von Mission und Kolonialisierung zu reflektieren. Das scheint mir eine der wichtigsten Aufgaben der EMW zu sein, eine solche Dialogplattform zur Verfügung zu stellen.

Julia Rau: Der Gedanke der Solidarität scheint demnach von Anfang an zentral zu sein. Aber die Herausforderungen sind heute andere als vor 50 Jahren. Die zunehmende interkulturelle Zusammenarbeit, Klimagerechtigkeit und die digitale Transformation erfordern neue Ansätze. Besonders der Klimawandel betrifft viele unserer Partnerkirchen in besonders stark gefährdeten Regionen. Die EMW setzt sich für nachhaltige Entwicklungsprojekte und soziale Gerechtigkeit ein – eine Aufgabe, die in Zukunft noch wichtiger wird.

Dietmar Arends: Die sogenannte „Liste des Bedarfs“ spielt dabei eine besondere Rolle. Hinter dieser etwas merkwürdigen und sperrigen Bezeichnung verbergen sich eine Vielzahl von Projekten weltweit, die im Wesentlichen durch Mittel der Landeskirchen gefördert werden und für die die EMW die Bewilligung und Begleitung übernimmt. Auf der Mitgliederversammlung im vergangenen Jahr haben wir eindrücklich davon gehört, wie mit diesem Mittel klimaschützende Ansätze in theologischen Hochschulen weltweit gefördert wurden.

„Die zunehmende interkulturelle Zusammenarbeit, Klimagerechtigkeit und die digitale Transformation erfordern neue Ansätze“

„Eine wichtige Aufgabe der EMW wird es weiterhin sein, die regionalen und insbesondere die weltweiten kirchlichen Bünde zu unterstützen und mit ihnen inhaltlich zusammenzuarbeiten“

Julia Rau: Wir sollten zudem über die zukünftige Ausrichtung der EMW sprechen. Wie können wir die globale Gemeinschaft stärken und gleichzeitig neue innovative Missionsansätze entwickeln?

Dietmar Arends: Eine wichtige Aufgabe der EMW wird es weiterhin sein, die regionalen und insbesondere die weltweiten kirchlichen Bünde zu unterstützen und mit ihnen inhaltlich zusammenzuarbeiten. Als EMW unterhalten wir nicht Partnerschaften zu einzelnen Kirchen; diese Partnerschaftsbeziehungen nehmen die einzelnen Missionswerke wahr. Unsere Aufgabe ist es, mit den Verbänden zu kooperieren und sie zu fördern. Insbesondere geht es hier um den Ökumenischen Rat der Kirchen, aber auch um die konfessionellen Bünde. Ich hoffe, dass wir auch in Zukunft die notwendigen Mittel für diese Aufgabe haben werden. Ich wünsche mir von der EMW darüber hinaus, dass sie dabei auch so etwas wie eine „Scout-Funktion“ hat. Dass wir immer wieder ein Gespür dafür entwickeln, welche Themen gerade „dran“ sind in der weltweiten Ökumene, diese aufnehmen und für die Auseinandersetzung mit ihnen ein Forum bieten. Dafür gibt es in der Vergangenheit unserer Arbeit viele gute Beispiele.

Julia Rau: Und natürlich dürfen wir nicht vergessen: Die EMW muss sich auch weiterhin für soziale Gerechtigkeit und Frieden einsetzen. Gerade Bildung ist ein zentraler Bereich, den wir weiter stärken müssen. Das zeigt sich besonders in Ausschüssen der EMW wie dem für „Theologische Ausbildung“. Theologie vermittelt eine umfassende humanistische Bildung und fördert kritisches Reflektieren. Darin liegt ein Schatz, der auch global weiterhin gefördert werden muss. Deshalb freue ich mich sehr, Teil dieses Ausschusses zu sein.

Dietmar Arends: Die Förderung der theologischen Ausbildung weltweit und die Auseinandersetzung mit Entwicklungen in der Ausbildung hat in der EMW eine lange Tradition. Das hat sie schon immer als eine ihrer Schwerpunktaufgaben angesehen. Es gibt vielfältige Kontakte zu zahlreichen Hochschulen weltweit. Auch hier ist es mir wichtig, dass wir dies als partnerschaftliches Miteinander denken und gestalten. Wir profitieren enorm von dem, was an Hochschulen an anderen Orten dieser Welt gedacht, diskutiert und gelehrt wird.

Julia Rau ist eine deutsche Theologin. Nach einem Freiwilligendienst in Israel studierte sie Evangelische Theologie in Rostock und Basel. Seit 2024 ist sie Doktorandin und Projektassistentin an der Theologischen Fakultät Basel im Bereich Systematische Theologie/Ethik. Sie engagiert



sich in der EKD-Synode, ist Vorstandsmitglied der Evangelischen Mission Weltweit (EMW) und setzt sich für eine aktive Rolle der Kirche in gesellschaftlichen Fragen ein.

„Ich wünsche mir von der EMW darüber hinaus, dass sie dabei auch so etwas wie eine „Scout-Funktion“ hat. Dass wir immer wieder ein Gespür dafür entwickeln, welche Themen gerade „dran“ sind in der weltweiten Ökumene, diese aufnehmen und für die Auseinandersetzung mit ihnen ein Forum bieten“

Julia Rau: Ich denke, das Jubiläum ist nicht nur ein Anlass zum Feiern, sondern auch eine Chance, die nächsten Jahre und hoffentlich auch Jahrzehnte aktiv zu gestalten. In einer Welt, die zunehmend von Individualismus und Fragmentierung geprägt ist, bleibt die EMW ein Zeichen der Einheit und Hoffnung. Dies bedarf kontinuierlicher Arbeit. Es gibt also auf jeden Fall weiterhin viel zu tun!

Dietmar Arends: Ja, als Kirchen können wir einsteigen für ein friedvolles Miteinander in dieser Welt. Und wir sollten versuchen, im Miteinander der Kirchen selbst etwas davon zu leben. Ich freue mich, wenn wir dazu in der EMW einen Beitrag leisten können.



Dietmar Arends ist ein deutscher evangelisch-reformierter Theologe, ordiniertes Pastor und seit

März 2014 Landessuperintendent der Lippischen Landeskirche. Seit 2018 ist er Vorstandsvorsitzender der Evangelischen Mission Weltweit (EMW).



Von
Michael Biehl

Theologische Ausbildung **EIN** **HERZSTÜCK** **DER EMW**

Die **Evangelische Mission Weltweit (EMW)** fördert ökumenische theologische Ausbildung an Ausbildungsstätten im Pazifik, Asien, dem Nahen Osten, Afrika und Lateinamerika. Außerdem vereinzelt an Einrichtungen in Europa, die postgraduierten Studierenden aus diesen Regionen eine Promotion in Europa möglich machen, wie z. B. die Missionsakademie an der Universität Hamburg. Für eine Zeit gehörte auch die Förderung von theologischer Ausbildung für die Leitenden von Internationalen Gemeinden in Deutschland zum Portfolio.

„Ökumenische theologische Ausbildung will Kirchen stärken, das Evangelium kontextuell und interkulturell zu kommunizieren und gemeinsam missionarisch zu wirken“

Ökumenische theologische Ausbildung will Kirchen stärken, das Evangelium kontextuell und interkulturell zu kommunizieren und gemeinsam missionarisch zu wirken. Sie soll Christ*innen befähigen, mit den Möglichkeiten und Herausforderungen ihrer jeweiligen Kontexte sowie mit den Auswirkungen globaler Herausforderungen theologisch verantwortet umzugehen und in ihren Gesellschaften im Sinne von Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung transformativ zu wirken. Gleichzeitig geht es um die Bildung von christlichen Persönlichkeiten, die durch ihre Nachfolge das Evangelium authentisch bezeugen. Die Bildungsarbeit der Kirche gilt dem ganzen Kirchenvolk, und so werden durch die EMW entsprechende Projekte beispielsweise von regionalen oder nationalen Kirchenräten unterstützt. Die Unit für Theologische Ausbildung in der Geschäftsstelle und der Ausschuss, dem sie zuarbeitet, beraten vor diesem weiten Hintergrund Anträge zur Förderung formaler Ausbildung von Theologen*innen und theologisch Lehrenden oder anderen Fachleuten, die die Kirchen für ihren Dienst an den Menschen und in den Gesellschaften brauchen.

Die EMW steht damit in einer langen Tradition, die mit dem Anliegen der Missionsbewegung beginnt, die Ausbildung von lokalem Personal in den entstehenden Kirchen im Globalen Süden zu ermöglichen. Mit der Integration des Internationalen Missionsrates (IMR) in den Ökumenischen Rat der Kirchen (ÖRK) 1961 wurde auch dessen Programm zur Förderung theologischer Ausbildung Teil des ÖRK und besteht bis heute als Ecumenical Theological Education (ETE) Program. Mit der Gründung der „Liste des Bedarfs“ (LdB) 1963 wurde in Deutschland auch die Förderung theologischer Ausbildung in der Kooperation zwischen den Vorläuferorganisationen fortgesetzt, aus denen 1975 die EMW hervorging, damals als Evangelisches Missionswerk, heute als Evangelische Mission Weltweit. Über die Ausbildung von Theolog*innen hinaus wurde durch die LdB auch die Gründung und Arbeit von Einrichtungen gefördert, die den evangelischen Akademien ähnelten, um Christ*innen in Politik, Wirtschaft und gesellschaftlicher Verantwortung Diskussions- und Bildungsforen zu bieten.

In einer sich weiter globalisierenden Welt ist Bildung zu einer entscheidenden Ressource geworden. Auch theologische Bildungsarbeit muss sich daher in einer Welt behaupten, in der Bildung auf dem weltweiten Markt zur Ware geworden ist. Sie ist zudem in den vergangenen Jahrzehnten auch stärker in den Fokus nationaler Gesetzgebung und Entwicklungsstrategien geraten, was ihre Ausrichtung stark beeinflusst, und dazu führt, dass auch kirchlich getragene und ausgerichtete Ausbildung den Anforderungen von Bildungsbehörden und ihren Kriterien unterworfen ist.

In diesem komplexen globalen Umfeld ist theologische Ausbildung für die Mitglieder der EMW und nicht nur für den ÖRK, sondern für alle konfessionellen Weltbünde, mit denen die EMW kooperiert, ein wichtiges Anliegen. In verschiedenen Statements wird die zukünftige Entwicklung des Auftrags der Kirchen weltweit von den Möglichkeiten einer entsprechenden Zurüstung abhängig gemacht, in der jüngeren Zeit zum Beispiel durch einen Fokus auf ökotheologische Ansätze, die Ziele für nachhaltige Entwicklung (SDGs) und die zunehmende Digitalisierung von Lernen, Forschen und Lehren.

Die Förderung der EMW reicht über die Mitgliedskirchen des ÖRK hinaus. Diese bewussten Grenzüberschreitungen geschehen im Sinne eines Dialoges in Ausbildungsfragen mit z. B. unabhängigen Kirchen in Afrika, durch Kooperation mit evangelikalen Gemeinden weltweit, und wachsend durch eine Öffnung hinzu pfingstcharismatischer Ausbildung. Neben den klassischen Ausbildungsorten von historischen und gut

„In einer sich weiter globalisierenden Welt ist Bildung zu einer entscheidenden Ressource geworden“

„Ökumenische Bildung ist weltweit prekär und gefährdet, auch in Deutschland“

etablierten Kirchen agiert die EMW dadurch in den Gebieten der Weltchristenheit, wo deren Dynamik, Wachstum und Auf- und Umbrüche am deutlichsten zu erkennen sind. Eines fällt dabei auf: Ökumenische Bildung ist weltweit prekär und gefährdet, auch in Deutschland. Obwohl sie heute von vielen als wichtiger denn je für die Zukunft der ökumenischen Bewegung betrachtet wird, bleibt sie in vielen Bereichen hinter dem Nötigen und noch mehr hinter dem Wünschenswerten zurück.

Der Schwerpunkt ökumenisch-theologischer Ausbildung bestimmt dabei, was und wer durch den Ausschuss für Theologische Ausbildung gefördert werden kann. Dazu zählen Stipendienfonds für Postgraduiertenprogramme (Master und Promotionen), die Infrastruktur von theologischen Ausbildungseinrichtungen (z. B. Bibliotheken), Faculty Development Programme für den Nachwuchs an Lehrenden und Curricula-Entwicklung, um theologisch mit den sich verändernden Gegebenheiten Schritt zu halten. Ständiger Bestandteil des Förderspektrums ist das Programm zur Förderung Ökumenisch-Theologischer Bildung und Ausbildung im ÖRK (ETE), aber auch internationale und regionale theologische Assoziationen und deren Programme werden gefördert. Ein besonderer Akzent liegt dabei auf der Starthilfe für innovative Projekte, wie z. B. ein Masterprogramm für Inklusionsstudien.

Mit ihren gerade mal 50 Jahren knüpft die EMW so an eine weitaus ältere Tradition an und steht heute zugleich in einem Feld ökumenisch-missionarischer Bildung, das über Fragen der Erneuerung der Kirchen bis zu ihrem Auftrag in einer konfliktreichen und sich rasch veränderten Welt reicht. Diese Aufgaben bleiben aktuell und sind in den veränderten Landschaften der Weltchristenheit und einem veränderten Verständnis von Mission herausfordernd.

Neben der Einzelförderung hat die EMW mit den Partner-einrichtungen größere gemeinsame Projekte durchgeführt.

Exemplarisch seien hier einige genannt, die verdeutlichen, was solche globalen und ökumenischen Kooperationen leiten kann.

2015-2016 organisierte die EMW mit Mitgliedswerken und Partnerorganisationen in Kooperation mit Brot für die Welt das Projekt Reformation – Education – Transformation (R-E-T).

Auf zwei Konsultationen, eine an der Faculdade EST, Sao Leopoldo, Brasilien, die zweite mit der Theologischen Fakultät und den Franckeschen Stiftungen, Halle (Saale), wurden alle Themen nach dem Twin-Prinzip immer aus mindestens zwei Perspektiven – Globaler Norden und Globaler Süden – aufgegriffen und diskutiert. Im Zugehen auf das Jubiläum 500 Jahre Reformation unterstrich diese Kooperation für eine Transformation von Gesellschaften Grundanliegen der evangelischen Kirchen seit der Reformation, die Demokratisierung von Bildung und die gesellschaftsverändernde Kraft des christlichen Glaubens.

2021 wurde die EMW gebeten, einen Konsultationsprozess zur Dimension ökumenischer Ausbildung in der theologischen Ausbildung in Deutschland zu organisieren. Beteiligt waren Professor*innen an Universitäten und freikirchlichen theologischen Hochschulen sowie Lehrende in der Religionslehrer*innenausbildung und Diakonie. Das Forum unterstrich, dass Theolog*innen und weitere kirchliche Mitarbeitende heute und in Zukunft für die Kommunikation des Evangeliums ein hohes Maß an ökumenischer und interkultureller Kompetenz bedürfen, angesichts von Auswirkungen der Globalisierung und Migrationsbewegungen. Das erfordert eine deutliche Profilierung ökumenischer Ausbildung in Deutschland zur Stärkung entsprechender Kompetenzen. Das abschließende Votum hebt aber auch die Bedeutung von lebensbezogenen Lern- und Studienorten neben den Universitäten hervor, deren Vielfalt in die ökumenische Ausbildung zu integrieren seien. Dieser Prozess zeigte, dass nicht nur Kirchen in den südlichen Hemisphären vor herausfordernden Fragen nach der Zukunftsgestalt ökumenisch-theologischer Ausbildung stehen.

*„Angesichts von Auswirkungen der Globalisierung und Migrationsbewegungen bedürfen Theolog*innen und weitere kirchliche Mitarbeitende heute und in Zukunft für die Kommunikation des Evangeliums ein hohes Maß an ökumenischer und interkultureller Kompetenz“*

Durch die Corona-Pandemie 2020-2022 wurden viele Ausbildungseinrichtungen gezwungen, online-gestützt zu unterrichten. Auf einer mit dem ÖRK, der Weltgemeinschaft Reformierter Kirchen und dem Lutherischen Weltbund organisierten Konferenz (2022) wurde über die Erfahrungen in der Pandemie beraten. Reflektiert wurde besonders das Nebeneinander von gut eingeführter Online-Ausbildung, auch im Globalen Süden, und den Erfahrungen unter Druck online gehen zu müssen. Es zeigte sich, dass online nicht nur mehr möglich ist, als viele befürchteten. Deutlich wurde auch, wie wichtig entsprechende Ausbildung für ein Überleben in der digitalisierten Welt Teil theologischer Ausbildung sein muss.

Ausbildungsstätten, die durch die EMW gefördert werden, beteiligten sich 2021-2022 auch an dem Studienprozess zu 100 Jahre Internationaler Missionsrat, den die EMW mitorganisierte. Sie reflektierten unter anderem über die Verbindung von Mission und Bildungsarbeit und gaben Impulse für zukünftige Ausbildung.

Seit 2021 gibt es ein Sonderprogramm Ökonomie, das vor allem auf dem Gedanken des Austauschs von Erfahrungen und kontextueller Zugänge zu ökologischer Praxis und Theologie zwischen den beteiligten Ausbildungsstätten beruht. Die EMW bietet für dieses vielversprechende Programm, das weiter fortgesetzt werden soll, das Forum.

Diese Kooperationen zeigen, dass theologische Ausbildung ein Anliegen der ökumenischen Bewegung in ihrer Anwaltschaft für die Weltchristenheit ist. Die vielerorts hohen Erwartungen an Ausbildung können auch als Indikatoren für Schmerzpunkte in der Ökumenischen Bewegung und der Weltchristenheit gelesen werden, an deren Bewältigung gearbeitet werden muss.

Nicht nur dadurch ist theologische Ausbildung ein spannendes Gebiet der ökumenischen Beziehungen. Es geht um die Verkündigung der Kirche und ihr Bestehen angesichts der brennenden Themen der Gegenwart, und es geht um Zukunft. Alle, die in diesem Bereich arbeiten, sehen sich sowohl bereichert wie herausgefordert, die Chancen zu nutzen, durch Bildung etwas zu bewirken. Es ist einer der Bereiche der Ökumenischen Bewegung, in denen gemeinsames Lernen und Projekte über Grenzen hinweg gelingen. Geteilte Fragen etwa zu Qualitätskriterien für theologische Ausbildung oder Themen wie Ökonomie machen ökumenische Zusammenarbeit sogar über manche Trennlinien in der weltweiten Christenheit hinweg möglich.

Bei aller zutreffenden Kritik an Abhängigkeitsstrukturen und den Forderungen nach Dekolonisierung des Theologietreibens kann gerade im Bildungsbereich Entscheidendes erreicht werden. Die genannten Projekte zeigen, dass es um Austausch geht, das Teilen von theologischen Einsichten und immer wieder darum, sich gegenseitig herauszufordern. Es geht um gemeinsames Theologietreiben, und darin sind Ausbildungsstätten im Globalen Süden reich. Nicht selten zeigt sich hier, dass sie ökumenischer, offener und innovativer als manche Einrichtungen im Globalen Norden sind. Der angesprochene Konsultationsprozess belegt jedenfalls, dass es bei aller Qualität in den theologischen Ausbildungsstätten in Deutschland noch viel Luft nach oben gibt, wenn es um die ökumenischen und interkulturellen Dimensionen von Ausbildung geht.

„Es geht um die Verkündigung der Kirche und ihr Bestehen angesichts der brennenden Themen der Gegenwart, und es geht um Zukunft“



**Pastor Dr.
Michael
Biehl**

ist ein deutscher Theologe. Er war von 2012-2023 Theologischer Referent bei der Evangelischen Mission Weltweit in Hamburg und dort in den Units Theologische Ausbildung und Theologie & Ökumene tätig.

Von

Chilkuri Vasantha Rao

Von *Dalit* -

Der Auftrag klingt ein wenig allgemein: Die EMW unterstützt als Dachorganisation für ihre Mitglieder u. a. die ökumenisch-theologische Ausbildung weltweit. Doch dieses Engagement hat sehr persönliche Auswirkungen und sogar großen Einfluss darauf, wie (Berufs-)Biografien verlaufen.

Vasantha Rao, ehemaliger Theologiestudent an der Missionsakademie der Universität Hamburg und später Rektor des Andhra Christian Theological College und des United Theological College in Indien, wirft einen sehr persönlichen Blick auf die Rolle der EMW bei der Unterstützung der weltweiten Theologie.

- **Wurzeln** zu globaler **Stimme**

Es war 1998, als das Promotionszentrum des Senates of Serampore College (University), in dem ich für mein Promotionsstudium eingeschrieben war, Schwierigkeiten hatte, mir eine Person für die Betreuung meiner Doktorarbeit zu vermitteln, da meine Forschung viel mit jüdischer Literatur zu tun hatte. Es gab keine qualifizierten Professor*innen auf diesem Gebiet, außerdem war keine Bibliothek in Indien mit einem umfassenden Bestand an rabbinischer Literatur ausgestattet. Zu diesem Zeitpunkt hatte mir der Direktor des Senates of Serampore Doctoral Centre von der Partnerschaft mit der Missionsakademie an der Universität Hamburg erzählt und mich dorthin empfohlen. Mein Promotionsstudium wurde von der EMW unterstützt, später wurden meine Dienste sowohl vom Andhra Christian Theological College, Hyderabad, als auch vom United Theological College, Bengaluru, in Anspruch genommen, um Altes Testament zu unterrichten und auch, um nacheinander als Rektor beider Einrichtungen zu dienen.

Im Rektorenamt des UTC in Bengaluru trete ich in die Reihe derjenigen ein, die ebenfalls an der Missionsakademie, unterstützt durch ein Stipendium der EMW, studiert haben: so wie auch Dr. Gnana Robinson und Dr. John Samuel Raj vor mir. Wir sind alle Alumni der Missionsakademie und wir haben alle das UTC, diese bedeutende theologische Einrichtung geleitet. Darüber hinaus hat die Tätigkeit als Rektor des UTC uns auch die Möglichkeit geboten, dem Senate of Serampore (University) zu dienen. Dr. Gnana Robinson war Präsident, Dr. John Samuel Raj war Vorsitzender des akademischen Ausschusses und ich selbst bin derzeit Senator und Schatzmeister. Erwähnenswert ist ebenfalls Dr. Kiran Sebastian, der mit Unterstützung der EMW sein Promotionsstudium an der Missionsakademie abgeschlossen hat, als Professor an der UTC tätig war und später zum Dekan der Lutheran School of Theology in Philadelphia, USA, ernannt wurde, wo er noch immer tätig ist.

*„Diese Verbindungen, die die Missionsakademie sowohl zu Hause als auch weltweit ermöglicht, geben mir das Gefühl, immer im globalen Netzwerk theologischer Ausbilder*innen präsent zu sein – ein Geschenk der EMW durch die Missionsakademie, wie ich mit Stolz sagen würde“*

Die Missionsakademie hat es mir und anderen Studierenden ermöglicht, uns im interkulturellen Lernen zu bereichern, uns gegenseitig zu ermutigen und zu unterstützen in unserem Zusammenleben, in unserer gemeinsamen Forschung, in unseren gemeinsamen Gottesdiensten und in der Pflege von späteren beruflichen Partnerschaften.

Nachdem wir in unsere jeweiligen Länder zurückgekehrt waren, setzten wir unsere Beziehungen fort und begannen unseren Dienst in der theologischen Ausbildung, was uns die Möglichkeit gab, uns gegenseitig zu engagieren und auf die theologischen Themen der anderen einzugehen. So haben wir uns in dieser Alumni-Gruppe auch gegenseitig zu Artikeln in Fachzeitschriften angefragt und konnten international in verschiedenen Übersetzungen publizieren. So publizierte ich beispielsweise auf Bitte meines Mentors Dr. Jose Ramirez Kid, einen Artikel für die von seiner theologischen Hochschule (UBL, Costa Rica) herausgegebene Zeitschrift, der sich speziell mit der theologischen Ausbildung in Indien befassen sollte. In einem anderen Fall lud mich ein Alumnus der Missionsakademie an die theologische Hochschule EST in Porto Alegre in Brasilien ein, um Vorlesungen über Ökologie und HIV-AIDS-Prävention zu halten. Meine kulturübergreifenden Vorlesungen wurden gut aufgenommen und später in der portugiesischen Fachzeitschrift der Hochschule veröffentlicht. Es war eine Gelegenheit für mich, den soziokulturellen, politischen und religiösen Kontext Brasiliens und die starke Befreiungsperspektive ihres theologischen Engagements kennenzulernen. In meinem eigenen indischen Kontext hatte mich ein anderer Missionsakademie-Alumnus, Dr. Sam P. Mathew, dazu gebracht, an allen von ihm herausgegebenen Büchern mitzuarbeiten; und die Partnerschaft in der theologischen Ausbildung geht weiter. Jayakiran Sebastian und Mrinalini Sebastian, Alumni der Missionsakademie, unterstützen das UTC bis heute nachdrücklich, insbesondere während der Covid-19-Pandemie. Diese Verbindungen, die

die Missionsakademie sowohl zu Hause als auch weltweit ermöglicht, geben mir das Gefühl, immer im globalen Netzwerk theologischer Ausbilder*innen präsent zu sein – ein Geschenk der EMW durch die Missionsakademie, wie ich mit Stolz sagen würde.

Als Missionsakademie-Student nahm ich an mehreren Veranstaltungen der EMW teil, und bei einer dieser Gelegenheiten wurde ich von den EMW-Verantwortlichen nach meinem sozialen Hintergrund in Indien gefragt. Nachdem ich selbst von meinen Dalit-Wurzeln erfahren hatte, wurde ich gefragt, ob ich ein Buch für die EMW-Buchreihe schreiben könnte. Es war mir eine Freude, und ich hatte Bibelstudien aus dem Buch Exodus mit Dalit-Anliegen vorbereitet, ich hatte auch Psalm 22 in eine Dalit-Stimme umgeschrieben, sowohl der Psalm als auch die drei Dalit-Bibelstudien wurden zusammen mit anderen Beiträgen von EMW- und MA-Studienleiter*innen in einer Buchreihe veröffentlicht. Es war für mich sehr erfüllend, meine Erfahrungen in dieser Form weiterzugeben. Dieses Buch mit dem Titel „Berührung mit den Entrechteten – Touching the Untouchables“ war zu einer so wichtigen Publikation geworden, dass überall dort, wo in Deutschland ein Indien-Seminar stattfand, dieses Buch studiert und an die Teilnehmenden verteilt wurde. Die Umschlagseite des Buches wurde von Jyothi Sahi, einer bekannten christlichen Künstlerin aus Bangalore, Indien, gestaltet. Dies gab dem Buch einen zusätzlichen Wert. Doch damit nicht genug, auch das Katholische Zentrum in Aachen stellte es auf seine Website. Das Buch fand so großen Anklang, dass die Kirche von Südindien die Telugu-Übersetzung veröffentlichte und das Buch an alle sechs Telugu-sprachigen Diözesen verteilte. Die Wirkung wurde noch verstärkt und damit die Initiative der EMW sehr gewürdigt.

*„Ich habe die Kolleg*innen der EMW immer sehr geschätzt, da sie die theologische Hochschule besuchten und die Bedürfnisse, Notwendigkeiten und wichtigen Faktoren für die theologische Ausbildung genau kannten“*

Ich hatte meine Dissertation zum Thema „Animal Laws in the Pentateuch“ abgeschlossen und brauchte noch englisches Material für meine Arbeit. Die Missionsakademie hatte für meinen Aufenthalt in Oxford, Großbritannien, den Zugang zu den verschiedenen Bibliotheken der Universität Oxford organisiert und Termine mit Professor*innen vereinbart, die sich mit Tierrechten befassten. Dies stärkte meine Dissertation. Die Missionsakademie sorgte auch für die Veröffentlichung meiner Dissertation. Damit nicht genug: Ein Verlag, die Edwin Mellen Press aus den USA, bat um die Erlaubnis, eine gebundene Bibliotheksausgabe herauszugeben, um das Buch in allen Bibliotheken weltweit verfügbar zu machen. Im Verlag Edwin Mellen Press hat das Buch den Titel „Animal Rights and Animal Laws in the Bible“. Die weltweite theologische Ausbildung der EMW wurde Realität.

Die Arbeitsgemeinschaft Ökumenische Forschung (AÖF) ist eine Vereinigung, in der Doktorand*innen sowohl aus europäischen Ländern als auch aus anderen Ländern der Welt, die an einer europäischen Universität forschen, an den von der AÖF organisierten Seminaren teilnehmen und ihre Forschungsprojekte vorstellen. Dies bietet die Möglichkeit, Anregungen für die eigene Forschung zu erhalten und von verschiedenen Forschungsprojekten anderer Doktorand*innen zu lernen. Die AÖF und ihre Treffen werden von der EMW unterstützt. Ich habe meine Forschung mit Hilfe der Beiträge anderer Doktorand*innen stark verfeinert. Als ein anderer Doktorand aus Indien in der Missionsakademie bei der AÖF seine Forschung vorstellte, meinte der Teilnehmer, dass die nächste AÖF-Jahrestagung den Titel seiner Forschung tragen könnte. Das ist die Wirkung, die von der AÖF ausgeht. Was dann geschah, ist etwas Unvorstellbares: Am Ende des Seminars wurde ich in der Geschäftssitzung in das „Internationale Exekutivkomitee“ gewählt und mit der Verantwortung als eine*r der beiden organisierenden Sekretär*innen betraut; die andere war Silja Joneleit-Oesch. Wir haben eine Amtszeit lang zusammengearbeitet und die jährlichen Treffen organisiert. Heute sind wir gemeinsam im Bereich der theologischen Ausbildung weltweit tätig, Silja Joneleit-Oesch in Deutschland und ich in Indien.

„Wir loben Gott für die EMW und beten für die kontinuierliche Begleitung theologischer Einrichtungen weltweit“

Nachdem ich mein von der EMW unterstütztes Promotionsstudium an der Universität Hamburg abgeschlossen hatte, kehrte ich an das Andhra Christian Theological College (ACTC) in Indien zurück. Nach einigen Jahren der Lehrtätigkeit wurde ich zum Rektor und Sekretär des Rates des ACTC ernannt. Zu dieser Zeit arbeiteten das ACTC und die EMW als Partner in der theologischen Ausbildung eng zusammen, insbesondere im Bereich der Entwicklung der Infrastruktur. Ich habe die Kolleg*innen der EMW immer sehr geschätzt, da sie die theologische Hochschule besuchten und die Bedürfnisse, Notwendigkeiten und wichtigen Faktoren für die theologische Ausbildung genau kannten. Die EMW hat bei der Renovierung der baufälligen Studierendenwohnungen und der Fakultätsräume Hilfe geleistet. In einem weiteren Schritt wurden Mittel für den Bau einer neuen Einrichtung für Frauen bereitgestellt. Diese Einrichtungen haben dem ACTC zu einem neuen Gesicht verholfen, und heute ist es eines der wichtigsten ökumenischen Colleges im gesamten Senate of Serampore. Ich kann mit Stolz berichten, dass dasselbe am United Theological College in Indien geschehen ist, wo ich der derzeitige Rektor und Geschäftsführer bin. Hier bestand ein dringender Bedarf an einer Unterbringungsmöglichkeit für Frauen, die Theologie studieren. Die EMW, die den Bedarf kannte, hat sich daran beteiligt, indem sie finanzielle Mittel bereitstellte, und heute bereichert die Einrichtung, die Centenary Women's Research Centre genannt wird und 70 Studentinnen und vier Dozent*innenfamilien beherbergt, den Campus in Bengaluru.



Bei einem meiner Partnerschaftsbesuche bei der EMW als Leiter des ACTC schlugen die EMW-Verantwortlichen vor, nachdem sie einen ausführlichen Bericht über die Arbeit des ACTC gehört hatten, dass die EMW Stipendien für Frauen anbieten könnte, die eine theologische Ausbildung am ACTC absolvieren wollten. Ich wies jedoch darauf hin, dass das ACTC nicht gewartet hatte, bis die EMW Stipendien für Studentinnen anbot, sondern dass das ACTC bereits selbsttätig einen Fonds mit der Bezeichnung „Women's Theological Education Endowment Fund“ eingerichtet hatte. Die Zinsen des Fonds sollten zur Vergabe von Stipendien an Studentinnen aus ländlichen, wirtschaftlich schwachen und armen Familien verwendet werden. Der Plan zur Einrichtung des Fonds sah so aus: Das mit finanzieller Unterstützung der EMW errichtete Frauenwohnheim wurde nicht nur von Theologiestudentinnen genutzt, sondern zusätzliche Zimmer wurden an weitere arme Frauen aus dem ländlichen Raum zu einem sehr geringen Beitrag vergeben. Diese Einnahmen wurden für die Vergabe von Stipendien verwendet und der Restbetrag wurde in den Stiftungsfonds eingezahlt. Im Laufe der Zeit standen immer mehr Stipendien zur Verfügung, und gleichzeitig wuchs auch der Fonds. Die EMW-Beauftragten schätzten dieses dynamische Muster der Schaffung mehrjähriger Stipendien für Studentinnen am ACTC sehr. Besonders gefreut hat uns jedoch dies: Die EMW-Beauftragten sagten, dass die EMW bereits viele Institutionen bei der Schaffung von Einrichtungen für Studentinnen unterstützt habe und dass sie das ACTC-Modell für die Einrichtung eines „Women's Theological Education Endowment Fund“ in all diesen Institutionen vorschlagen würden. Dies ist ein gelungenes Beispiel für eine gegenseitige Bereicherung.

Wir loben Gott für die EMW und beten für die kontinuierliche Begleitung theologischer Einrichtungen weltweit.

Professor Dr. Chilkuri Vasantha Rao ist ordiniertes Presbyter der Diözese Medak der Kirche von Südindien (CSI). Er erwarb seinen Bachelor of Divinity (B.D.) und Master of Theology (M.Th.) am United Theological College in Bengaluru und promovierte an der Universität Hamburg in Deutschland. Von 2010 bis 2014 war er Rektor des Andhra Christian Theological College (ACTC). Dr. Vasantha Rao ist derzeit Rektor des United Theological College in Bengaluru. Er ist Professor für Altes Testament.

Von

Christoph Anders

Globale ökumenische Debatten, theologische Impulse und neuartige Kooperationen – Wie lassen sich Fragen von Mission, Zeugnis und interreligiösem Dialog in einer sich wandelnden Welt neu denken? Der frühere EMW-Direktor **Christoph Anders blickt zurück auf die EMW-Geschichte und beleuchtet eine Phase, die im besonderen Maße von lebendiger Auseinandersetzung und wegweisenden Initiativen gekennzeichnet war, die das Selbstverständnis und die Praxis der EMW nachhaltig geprägt haben.**



Christoph Anders ist seit 2019
Pfarrer der Kirchengemeinde
Berlin-Waidmannslust, seit 2023

Vorsitzender des Gustav-Adolf-Werk (GAW) der Evangelischen
Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (EKBO); er
war von 2005-2019 EMW-Direktor.

Ein ökum MISSION

Recht turbulent gestaltete sich die erste Hälfte der 2010er-Jahre in der Arbeit des Evangelischen Missionswerks, denn damals hieß die EMW noch so. Vielfältige theologische Impulse zum weltweit begangenen 100-jährigen Jubiläum der Ersten Weltmissionskonferenz in Edinburgh 1910 wollten gesichtet und ausgewertet werden. 2011 kam ein mehrjähriger Beratungsprozess zum Ziel: Das viel beachtete, weil von einer ungewöhnlich breiten Allianz von kirchlichen Zusammenschlüssen verantwortete Dokument „Christliches Zeugnis in einer multireligiösen Welt“ (ChZ) wurde der ökumenischen Weltöffentlichkeit vorgestellt. Ausdrücklich war damit die Erwartung verbunden, den dort formulierten grundsätzlichen Positionen durch möglichst breit angelegte Rezeptionsprozesse zu kontextualisieren. Im Folgejahr nahm der Zentralausschuss des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) die von der Kommission für Weltmission und Evangelisation (CWME) in umfangreichen Vorarbeiten entwickelte Erklärung „Gemeinsam für das Leben – Mission und Evangelisation in sich wandelnden Kontexten“ an. Am Entstehungsprozess dieses Dokuments, seiner Vorstellung auf der ÖRK-Vollversammlung in Busan/Südkorea 2013 und den anschließenden Debatten in hiesigen Foren waren EMW-Akteur*innen engagiert beteiligt. Weil noch weitere gewichtige missionsbezogene Erklärungen (z. B. die Kapstadt-Verpflichtung der Lausanner Bewegung) in die weltweiten Debatten eingebracht wurden, waren es intensive Jahre für die internationale Missionsbewegung und die EMW.

Dabei erwies sich der ökumenische Studienprozess „MissionRespekt“, der das ChZ-Dokument aufnahm, als Glücksfall für die Arbeit der EMW. Denn zusammen mit seinen Mitgliedern und anderen Kooperationspartnern wurden Impulse gesetzt, die mehrere EMW-Kernanliegen aufnahmen. Speziell der 2014 in Berlin durchgeführte internationale ökumenische Kongress erwies sich als dynamisierende Plattform. **Denn aktuelle hiesige und weltweite Debatten um den Begriff „Mission“ und seine Umsetzung in die Praxis konnten dadurch in unsere kirchlichen Kontexte vermittelt werden.** Viele Veranstaltungen und Publikationen wurden dabei auch verstanden als Beiträge

zur Überwindung der in Deutschland besonders heftig spürbaren historischen Spaltung der weltweiten Missionsbewegung. Dafür bot ChZ eine verbindliche Plattform, weil der Text neben dem ÖRK auch von der Evangelischen Weltallianz (WEA) und dem Päpstlichen Rat für den Interreligiösen Dialog (PCiR) getragen wurde. Dabei erlangte die bewährte Kooperation mit dem Internationalen Katholischen Missionswerk missio in Aachen eine entscheidende organisatorische und inhaltliche Bedeutung. Gemeinsam wurden Formate entwickelt, die Sondierungen darüber ermöglichten, wo sich in zurückliegenden Jahrzehnten Annäherungen und Übereinstimmungen ergeben hatten und wo bleibende Differenzen zu notieren waren. Im Vollzug mancher Debatte wurden überraschende Konsense und Dissense notiert. Durch die enge Kooperation von missio und EMW gelang es, die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) und die Deutsche Evangelische Allianz (DEA) in eine bis dahin nicht vorhandene Kooperation in Angelegenheiten der Mission organisatorisch und inhaltlich einzubinden. Das damit entstandene Netz ermöglichte über mehrere Jahre hinweg Debatten, die das Verständnis für andere Positionen im Konzert missionarischer Akteur*innen vertieften. Tagungen und gemeinsame Stellungnahmen, wissenschaftliche Textsammlungen zu Einzelaspekten und Materialien für die Arbeit in Gemeinden waren erkennbare Früchte dieser Bemühungen. **Sie zeigen im Rückblick an, wie wichtig die Befassung mit Fragen der Ethik der Mission nicht nur in multireligiös, sondern auch in säkular geprägten Kontexten hier und weltweit war und ist.** Insofern sehe ich voller Dank für die damaligen gemeinsamen Bemühungen in „MissionRespekt“ eine bedeutende Wegmarke in der EMW-Geschichte. ■

enischer Lernprozess

RESPEKT

Ein wichtiger Teil der Gesch

Die EMW umfasst heutzutage neun Missionswerke, fünf Freikirchen, fünf missionarische Verbände sowie acht assoziierte Organisationen aus allen Regionen Deutschlands. Zudem nutzt die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) in guter Kooperation die missionstheologische Kompetenz der Fachorganisation EMW. Aber in dieser Form konnte sie nur entstehen, weil 1991 etwas sehr Wichtiges passierte: Die Arbeitsgemeinschaft Evangelischer Missionen in der DDR (AGEM) und das Evangelische Missionswerk in der Bundesrepublik Deutschland und Berlin (West) schlossen sich zusammen. Die AGEM gab in diesem Prozess ihren Namen auf, denn der neue Name, der frisch vereinigten Organisation lautete in Abwandlung des Namens der westlichen Schwesterorganisation nun „Evangelisches Missionswerk in Deutschland (EMW)“. Jedoch Geschichte, Erfahrungen, Leitsätze und Errungenschaften der AGEM und ihrer Mitglieder sind ein wichtiger Teil der heutigen EMW. **Klaus Roeber** erinnert an einige Meilensteine.

Basierend auf einem Text von
Klaus Roeber

ichte

Mit der Kapitulation des NS-Regimes 1945 begann eine Zeit der Neuordnung auch für die Missionsgesellschaften. Die Aufteilung Deutschlands in Besatzungszonen brachte unterschiedliche politische Bedingungen für Kirche und Mission mit sich. Wurde in den Besatzungszonen von Großbritannien, Frankreich und den USA Religion gezielt als ethisch-moralischer Gegenpol zur nationalsozialistischen Weltanschauung und der imperialistischen Ideologie gefördert, wurde in der Sowjetischen Besatzungszone kirchliches Leben zunächst zwar geduldet, aber missionarische Aktivitäten wurden unterbunden. So warnte die Sowjetische Militäradministration (SMA) beispielsweise den damaligen Direktor des Berliner Missionswerks, Siegfried Knak, explizit davor, zu versuchen, das Missionsseminar erneut zu eröffnen. Dennoch entwickelten sich Kooperationsformen zwischen dem Internationalen Missionsrat (IMR), dem Deutschen Evangelischen Missionsrat (DEMR) und dem Deutschen Evangelischen Missionstag (DEMT), um Strukturen für die Missionsarbeit zu schaffen und zu erhalten.

Eine dieser Maßnahmen, um Strukturen zu schaffen war, ab 1946 auf jährlichen Missionstagen miteinander zu beraten.

Ein wichtiger Beschluss, der hieraus entstand, sah beispielsweise vor: Eine Geschäftsstelle des DEMT für die westlichen Zonen einzurichten, begleitet von einem Interzonenausschuss und einer Kommission für die sowjetische Zone. Derartige pragmatischen Maßnahmen von DEMR und DEMT überlagerten jedoch auch die programmatischen Richtlinien, die mit dem IMR bereits seit 1921 diskutiert wurden und die zum Ziel

hatten, das „Einssein in Christus sichtbar zu machen, damit die Welt glaube“. Zudem wurden erste Stimmen, vor allem aus der Bekennenden Kirche laut, die sich missbilligend über den transatlantischen Einfluss und die zunehmende Politisierung der Missionen äußerten.

Als 1949 Deutschland entlang der westlichen und östlichen Besatzungsgrenze in zwei Staaten geteilt wurde, verschärfte sich die Situation der ostdeutschen Missionsgesellschaften erneut. Denn als die Schaffung eines zentralistischen Einheitsstaates in Ostdeutschland vorangetrieben wurde, ging damit auch die defacto Abschaffung des Vereinsrechts einher. Und plötzlich war völlig offen, wie und ob Kirche und Missionen ihre Verantwortung zukünftig wahrnehmen könnten. Kirchen und Missionswerke waren zwar nicht verboten, mussten sich aber innerhalb kirchlicher Strukturen organisieren und durften keine freien Vereinsstrukturen außerhalb der Kirche aufbauen. Und auch die neue Grundordnung der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) von 1948, die den innerkirchlichen Neuanfang im Nachkriegsdeutschland in den Blick nahm, war diesbezüglich wenig aufschlussreich, da sie die Beziehung zwischen Kirche und Mission ungeregelt ließ.

„Kirchen und Missionswerke waren zwar nicht verboten, mussten sich aber innerhalb kirchlicher Strukturen organisieren und durften keine freien Vereinsstrukturen außerhalb der Kirche aufbauen“

Orientierung bot schließlich die Weltmissionskonferenz von Willingen 1952 und die von Walter Freytag und Georg Vicedom geprägte Theologie der „Missio Dei“, die Mission nicht als Aktivität der Kirche, sondern als ureigenes Handeln Gottes versteht. Dies wurde zu einem theologischen Kompass für die Missionen im Osten. Mission verstand sich nun als Teilhabe an Gottes weltweiter Friedensmission. Die Missionen in Ostdeutschland entwickelten daraus in den 1950er Jahren ein Missionsverständnis, das integrativ, kontextuell und dialogisch angelegt war. Sie sahen sich speziell mit den Bestrebungen der Weltmissionsbewegung IMR sowohl im Einklang als auch von ihr auf den Weg gebracht und sie schufen Strukturen, in denen Austausch und Integration möglich waren.

Ein wichtiger Schritt auf diesem Weg war die Gründung des Ökumenisch-Missionarischen Verbindungsausschusses in den frühen 1950er Jahren. Dieser setzte sich für die Vernetzung von Missionsvereinen, innerkirchlichen Werken und Partnerkirchen ein. Das Ziel war nicht mehr eine eigenständige Mission, sondern ein ökumenisches Zeugnis im Sinne der Missio Dei. Er war eine wichtige inhaltliche Vorläufer-Organisation der AGEM. Dass es schließlich 1964 zur Gründung der AGEM kam, wurde durch die Mitwirkung an der weltweiten Studie „Mission als Strukturprinzip“ begünstigt. Denn dies führte zu mehr Aufmerksamkeit an der Studienarbeit des Ökumenischen Instituts und Mission innerhalb der Landesgrenzen. Der DEMR stimmte daraufhin zu, dass die Missionen im Osten austreten und eine eigene Arbeitsgemeinschaft, die AGEM, bilden konnten, die zwar eine Regionalgruppe des DEMA aber auch ein Organ der

Kirchen war. Die AGEM emanzipierte sich weiter und wurde Mitglied des ÖMZ (Ökumenisch-Missionarisches Zentrum der Evangelischen Kirche der Union und der Brüderunität). Die Aufbruchsstimmung erhielt jedoch einen Dämpfer, als die Mitarbeit der AGEM am Kongress ‚missio heute‘ 1967 zwar vorgesehen war, aber die Durchführung von den DDR-Behörden verhindert wurde.

Unter dem Druck der kämpferischen Ideologie und der politischen Begrenzung, dem die Kirchen und Werke in der DDR ausgesetzt waren, schärfte sich das Profil der AGEM in einem Prozess der Selbstklärung weiter. Wie sich die Missionen im Osten in sich aufdrängenden Konflikten um Konfessionen, Kolonialismus und Koexistenz positionierten, beschrieben sie damals selbst so: „In mühsamer Kleinarbeit, unter kluger Beachtung der Spielregeln, und durch die Treue und Beharrlichkeit der Hauptamtlichen und vieler Ehrenamtlicher konnte der Missionsgedanke und -auftrag in zahlreichen Gemeinden in der DDR am Leben gehalten werden – und auch die Kontakte zu den Partnerkirchen in Übersee sind niemals abgebrochen“. An Äußerungen wie diesen wird deutlich, dass sich die AGEM immer selbstverständlicher als Einheit und Botschafterin der Missio Dei verstand. Dieses Selbstverständnis führte 1988 zu einem weiteren Meilenstein in der Geschichte der AGEM: Der Integration mit dem Ökumenisch-Missionarischen Zentrum (ÖMZ) und die Fusion mit der Berliner Missionsgesellschaft. Diese Fusionen ermöglichten es der AGEM, aus dem Status eines Vereins herauszutreten und als kirchliche Einrichtung innerhalb des Werks des Bundes Evangelischer Kirchen in der DDR (BEK)

„Das Konzept von Kirche als Lerngemeinschaft war in der DDR sehr verbreitet“

Wie die EMW entstand:

Die **Arbeitsgemeinschaft Evangelischer Missionen in der DDR (AGEM)** wurde 1964 gegründet, um die Zusammenarbeit evangelischer Missionsgesellschaften und -einrichtungen in der DDR zu koordinieren. In einem sozialistischen Staat, der religiöse und missionarische Aktivitäten oft kritisch betrachtete, bot die AGEM eine Plattform für Austausch, Kooperation und gegenseitige Unterstützung unter den Missionswerken.

Ihr westdeutsches Pendant war das **Evangelische Missionswerk im Bereich der Bundesrepublik Deutschland und Berlin (West)**.

Dieser Name war seit der offiziellen Gründung 1975 in Gebrauch. Vorher handelte es sich um eine Arbeitsgemeinschaft westdeutscher evangelischer Missionsgesellschaften, die bereits seit 1952 als Vorläuferin des „Evangelischen Missionswerks in Deutschland“ als loser Zusammenschluss bestand. Der Name ab 1975 verdeutlichte die geografische Begrenzung auf Westdeutschland und West-Berlin.

Nach der politischen Wende 1989/90 strebten die Missionswerke in Ost- und Westdeutschland eine engere Zusammenarbeit an. Am 12. Dezember 1990 beschloss die AGEM auf einer außerordentlichen Mitgliederversammlung in Berlin, sich mit dem westdeutschen Pendant, dem Evangelischen Missionswerk im Bereich der Bundesrepublik Deutschland und Berlin West, zusammenzuschließen. Dieser Zusammenschluss wurde am 25. September 1991 vollzogen und führte zur Gründung des **Evangelischen Missionswerks in Deutschland (EMW)**. Ziel war es, die missionarische Arbeit gemeinsam fortzuführen und die unterschiedlichen Erfahrungen aus Ost und West in die zukünftige Arbeit einzubringen.

Im Jahr 2021 änderte das Evangelische Missionswerk in Deutschland (EMW) seinen Namen zu **Evangelische Mission Weltweit**. Die Abkürzung **EMW** wurde dabei beibehalten. Mit dem neuen Namen betont die **EMW** ihre weltweite Ausrichtung und ihr Engagement in der ökumenischen, missionarischen und entwicklungsbezogenen Zusammenarbeit mit Christ*innen und Kirchen weltweit.

„In mühsamer Kleinarbeit, unter kluger Beachtung der Spielregeln, und durch die Treue und Beharrlichkeit der Hauptamtlichen und vieler Ehrenamtlicher konnte der Missionsgedanke und -auftrag in zahlreichen Gemeinden in der DDR am Leben gehalten werden – und auch die Kontakte zu den Partnerkirchen in Übersee sind niemals abgebrochen“

anerkannt zu werden und als Teil des BEK zu agieren. Dadurch wurde die missionarische Arbeit in der DDR institutionell gestärkt und besser in kirchliche Strukturen eingebunden.

Schon vor dieser offiziellen Einbindung hatte die AGEM an der wichtigen Missionserklärung „Mission – Gerechtigkeit – Partnerschaft“ mitgewirkt, die 1987 erschien. Die Erklärung hob unter anderem diese Themen hervor:

- *Last und Lehren der Missionsgeschichte,*
- *die Solidarität mit den Armen,*
- *das ökumenische Denken und Handeln,*
- *das ökumenisch-missionarische Engagement in den Gemeinden,*
- *die ganzheitliche und kontextuelle Gestaltung von Mission.*

Die AGEM wirkte umfassend an diesen Themen mit. Doch besonders hervorzuheben ist der Beitrag der AGEM zur Missionsdebatte, der im Kapitel „Last und Lehren der Missionsgeschichte“ die Vergangenheit kritisch beleuchtet. Ausgangspunkt ist ein Rückblick auf zentrale Umbrüche des 20. Jahrhunderts: Weltkriege, sozialistische Gesellschaften, Dekolonisierung. Daran schließt sich die Frage an, was Kirchen in einer sozialistischen Gesellschaft gelernt haben. Dabei wählt der Text eine vorsichtige Sprache – es ist beispielsweise bewusst von Er-

fahrungen in einer sozialistischen Gesellschaft die Rede, nicht im Sozialismus. Zentrale Idee bleibt jedoch: gegenseitiges Lernen – besonders durch den Austausch von Mitarbeitenden zwischen Kirchen unterschiedlicher Kontexte. Dieser Austausch wurde als partnerschaftlicher Lernprozess im Geist der Missio Dei verstanden – getragen von Respekt, Selbstreflexion und ökumenischer Verbundenheit. Dennoch stand spätestens mit der Wiedervereinigung 1990 die Frage im Raum, wie die Gliedkirchen der neuen Bundesländer das, was sie als Minderheitskirchen gelernt hatten, nun in die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) und in die Diskussion der kirchlichen Missionswerke in Deutschland, quasi als Lerngemeinschaft, würden einbringen können. Denn dass dies der Wunsch und das Ziel sein musste, war der AGEM klar, war das gegenseitige Lernen doch Teil ihrer DNA.

Denn das Konzept von Kirche als Lerngemeinschaft war in der DDR sehr verbreitet. Der BEK verstand kirchliche Gemeinschaft als Prozess des Lernens, Umlernens und Neulernens. Die AGEM trug diesen Geist mit in ihre Arbeit und formulierte ihre missionarische Identität neu. Mission war nicht triumphalistisches Handeln, sondern lernendes und solidarisches Zeugnis im gesellschaftlichen Kontext.

„Mission war nicht triumphalistisches Handeln, sondern lernendes und solidarisches Zeugnis im gesellschaftlichen Kontext“

Nach dem Zusammenschluss der Arbeitsgemeinschaft Evangelischer Missionen in der DDR (AGEM) und des Evangelischen Missionswerks in der BRD und Berlin (West) zum Evangelischen Missionswerk in Deutschland (EMW) 1991 wurde tatsächlich eine neue Lerngemeinschaft geschaffen. Die AGEM brachte in diese Gemeinschaft ihre Erfahrungen und Perspektiven aus der Missionsarbeit im Osten Deutschlands ein. Sie wurde zu einer Stimme für ökumenisches Engagement und missionarisches Handeln in herausfordernden Kontexten. Die Fusion mit dem Evangelischen Missionswerks in der BRD und Berlin (West) bedeutete für die AGEM also keine Auflösung, sondern die Fortsetzung ihres besonderen Beitrags zur Weltmission. Die in der Präambel der AGEM-Ordnung von 1976 formulierte Zielsetzung – gegenseitiger Austausch, Beratung und Hilfe im Blick auf weltmissionarische Arbeit – bleibt fester Bestandteil im Zeugnis der EMW bis heute.



Dr. Klaus Roeber, Pfarrer i. R. in Berlin, war als ÖMZ-Mitarbeiter (1979-1988) zeitweise der Sekre-

tär der Arbeitsgemeinschaft Evangelischer Missionen in der DDR (AGEM). Er ist Gründungsmitglied der Berliner Gesellschaft für Missionsgeschichte (BGMG); und berufenes Mitglied im Kuratorium, ein Senator der Gossner Mission.

Von

Rainer Kiefer

Zwischen TRADITION und TRANS FORM ATION

Die Evangelische Mission Weltweit (EMW) hat eine lange Geschichte. Direktor Rainer Kiefer wirft einen Blick auf die jüngere Vergangenheit, die zwar von Transformationsprozessen geprägt ist, es aber dennoch gelungen ist, auch wichtige Traditionen fortzuführen.

Im Jahr 2015 feierte das Evangelische Missionswerk in Deutschland sein 40-jähriges Bestehen und lud dazu zu einem Festakt in das Ökumenische Zentrum in der Hamburger Hafen-City ein. Der runde Geburtstag bot einen Anlass, um Mandat und Auftrag des EMW als Dach- und Fachorganisation der Kirchen und Werke zu überprüfen und zu aktualisieren.

Daraus entwickelte sich ein intensiver „Perspektivprozess“, in dem Vorstand und Mitgliederversammlung, aber natürlich auch die Mitarbeitenden der Geschäftsstelle in Hamburg miteinander in einem intensiven Austausch über Aufgaben und Ziele der Arbeit waren. In diesem Rahmen wurde ein Zielbild entwickelt, das 2019 durch die Mitgliederversammlung verabschiedet wurde und einen Orientierungsrahmen für die kommenden Jahre bieten konnte.

Die Bedeutung eines Dachverbandes für die Missionswerke und weitere Mitglieder und die Kompetenz eines Fachverbandes für ökumenische Weltmission und Missionstheologie wird im Zielbild thematisiert. Dabei agiert die EMW in erster Linie als Plattform für Austausch, Vernetzung und Kooperation ihrer Mitglieder und pflegt Beziehungen zu weltweiten Partner-Organisationen.

„Die Idee der Plattform und des Netzwerkes konnte durch den neuen Namen klarer vermittelt werden und hat sich inzwischen in der ökumenischen Welt in Deutschland und international durchgesetzt“

Sie repräsentiert ihre Mitglieder in internationalen Organisationen und Gremien von Mission und Ökumene und agiert als globaler Think-Tank für missionstheologische Fragen.

Sie fungiert als ein international anerkanntes Kompetenzzentrum für die Qualifizierung theologischer Ausbildung und pflegt die Kooperation mit Kirchen und Missionswerken und internationalen theologischen Ausbildungsprogrammen.

Aus dem Evangelischen Missionswerk in Deutschland wurde im Zuge einer neuen Satzung die Evangelische Mission Weltweit. Die Idee der Plattform und des Netzwerkes konnte durch den neuen Namen klarer vermittelt werden und hat sich inzwischen in der ökumenischen Welt in Deutschland und international durchgesetzt.

Diese inhaltliche Neuausrichtung, bzw. Konzentration der Arbeit hatte dann auch Folgen für die Aufgaben, die in der Geschäftsstelle in Hamburg wahrgenommen werden sollten.

Dazu gehörte eine Weitung des Aufgabenspektrums – weg von den langjährig eingeübten Regionalreferaten hin zu einer grundsatztheologischen Arbeit mit regionalen Herausforderungen in eng aufeinander bezogenen Units. Aufgaben der Öffentlichkeitsarbeit im digitalen Zeitalter und die Service-Angebote des Dach- und Fachverbandes wurden aktualisiert und verstärkt. Neue Wege konnten ausprobiert werden, was sich bewährt hatte, musste nicht aufgegeben werden.

Auch angesichts einer anstehenden Neuorientierung der EMW konnten Ausschüsse des Vorstands, Foren und Arbeitsgruppen der Mitglieder weiterhin begleitet und unterstützt

werden. Es ist schön zu sehen, dass viele Vertreter*innen der Mitgliedswerke und -kirchen sich hier einbringen. Ein besonderer Schwerpunkt war vor allem in den frühen 20er Jahren die kritische Auseinandersetzung mit dem Missionsbegriff und der kolonial geprägten Geschichte der Mission im Globalen Süden.

Die Stärkung der missionstheologischen Arbeit der Weltbünde durch die Beiträge der Liste des Bedarfs und die verlässliche Förderung durch die evangelischen Kirchen konnte in den zurückliegenden zehn Jahren dankenswerterweise in gleicher Weise fortgesetzt werden wie die enge Zusammenarbeit mit Brot für die Welt, etwa im Bereich theologischer Ausbildung.

Die Präsenz auf Kirchentagen und das Engagement im Rahmen der Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen im Jahr 2022 in Karlsruhe gehört zu den veranstaltungsbezogenen Highlights der vergangenen Jahre.

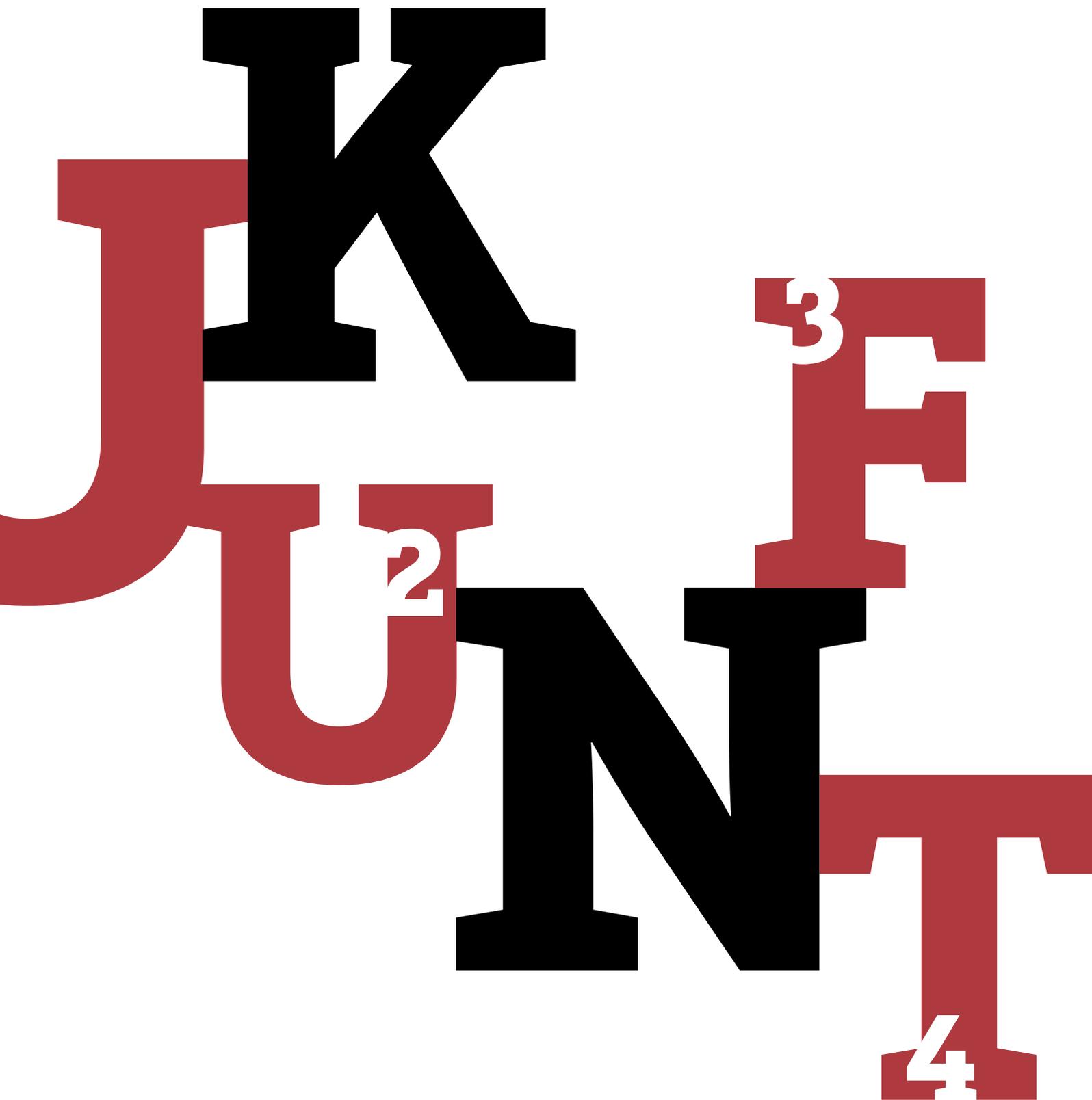


Pastor Rainer Kiefer ist ein deutscher Theologe und seit Dezember 2019 Direktor der Evangelischen Mission Weltweit (EMW). Zuvor war er Oberkirchenrat der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Hannover.



Gut aufgestellt in die

Die Kirchen im Globalen Norden und ihre Missionswerke müssen sich wandeln, um zukunftsfähig zu bleiben. Aber wie macht man das? Vier sehr unterschiedliche Mitglieder der **Evangelischen Mission Weltweit (EMW)** stellen ihre Strukturen und Strategien für die Zukunft vor.



1

Stark vor Ort und im Netzwerk – die Deutsche Seemannsmission

„Die Deutsche Seemannsmission ist die Organisation aus Deutschland mit der Mission, weltweit für Seeleute aus aller Welt da zu sein“

Wir sind im Einsatz für Seeleute und das bereits seit Mitte des 19. Jahrhunderts. Die Welt der Seeleute ist seitdem internationaler, aber auch viel technisierter geworden, mit deutlich kleineren Besatzungen und kürzeren Liegezeiten im Hafen. All dem Wandel hat sich die Seemannsmission immer angepasst, doch der alte Name ist geblieben. Ich erkläre ihn in Kurzform gern so: Die Deutsche Seemannsmission ist die Organisation aus Deutschland mit der Mission, weltweit für Seeleute aus aller Welt da zu sein.

Wir setzen uns für Seeleute ein, und zwar praktisch – durch Infos über den Hafen und Seemannsclubs zum Ausruhen; seelsorgerisch – wir schenken Seeleuten Zeit, haben offene Ohren und Herzen; und politisch – vor Ort und weltweit setzen wir uns für die Rechte der Seeleute ein. Dazu gehört für uns auch, die Seeleute sichtbar zu machen. Zu zeigen, dass über 80 Prozent des weltweiten Handels per Schiff transportiert wird und ohne Seeleute die Läden leer wären, die Fabriken stillstehen würden und fast nichts funktionieren würde.

Seeleute sind in dieser unruhigen Welt unterwegs und spüren viele Krisen sehr direkt. Unser Einsatz für Seeleute bleibt also wichtig. Wir sind heute eine der großen, weltweit tätigen Organisationen, die sich auf christlicher Grundlage für Seeleute einsetzen.

„Wir sind heute eine der großen, weltweit tätigen Organisationen, die sich auf christlicher Grundlage für Seeleute einsetzen“

Im Jahr 2025 stehen wir vor der Herausforderung, dass wir für unsere internationale Arbeit 50 Prozent weniger Geld von der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) bekommen und zugleich die Kosten für Personal und vieles andere stark steigen. Letzteres merken auch die Vereine im Inland sehr.

Die Deutsche Seemannsmission ist zweierlei gleichzeitig: Verband für das Inland und Trägerin der Auslandsarbeit. In 16 Häfen im Inland verantworten lokale Organisationen, meist Vereine, die Arbeit. Für diese ist die Deutsche Seemannsmission e. V. der Verband. In 17 Häfen im Ausland ist die Deutsche Seemannsmission e. V. direkt für die Arbeit verantwortlich. Gemeinsam sind wir als Netzwerk stark. Die Kürzung trifft zunächst unsere Auslandsarbeit, aber auch das gesamte Netzwerk. Denn nur wenn wir groß genug sind, können wir uns gut in der globalisierten, maritimen Welt für Seeleute stark machen.

Als die Kürzungspläne bekannt wurden, haben wir überlegt, wie wir damit umgehen. Vorsorglich Stellen zu streichen und Standorte zu schließen, wäre eine Option gewesen. Unser Vorstand entschied stattdessen, in Öffentlichkeitsarbeit und Fundraising zu investieren, um unsere für die Seeleute so wichtige Arbeit bekannter zu machen, mehr Menschen zu gewinnen, die uns unterstützen, und unsere Finanzierung auf eine breit gefächerte Grundlage zu stellen. Ich bin dem Vorstand dankbar, dass er den Mut dazu hatte.

„Nur wenn wir groß genug sind, können wir uns gut in der globalisierten, maritimen Welt für Seeleute stark machen“

Von

Matthias Ristau

„Unser Vorstand entschied stattdessen, in Öffentlichkeitsarbeit und Fundraising zu investieren, um unsere für die Seeleute so wichtige Arbeit bekannter zu machen, mehr Menschen zu gewinnen, die uns unterstützen, und unsere Finanzierung auf eine breit gefächerte Grundlage zu stellen“

Wir sehen schon erste Erfolge und merken zugleich, dass wir die gesamte Organisation mitnehmen müssen, was nicht immer leicht ist. Die Deutsche Seemannsmission hat eine historisch gewachsene Struktur. Vielleicht hilft ein Blick zurück, um das besser zu verstehen. Einzelne Menschen können etwas bewegen. Sie nehmen Probleme wahr und lassen sich nicht von starren Strukturen aufhalten. Das sind Menschen, die ihre Ideen mutig, stark und beherzt äußern. So einer war Johann Hinrich Wichern. Auf dem Kirchentag in Wittenberg setzte er sich 1848 dafür ein, dass sich die evangelische Kirche um Menschen am Rand der Gesellschaft kümmern muss. Innere Mission nannte er das. Der Theologe sah das als Aufgabe für die gesamte evangelische Kirche. Der Hamburger schlug vor, Vereine zu gründen. Heute gilt Wichern als Gründer der Diakonie, wie die Innere Mission inzwischen genannt wird. Weniger bekannt ist, dass er in dieser Rede auch auf die Seeleute hinwies. Wichern hatte in Hamburg mitbekommen, wie schlecht es vielen Seeleuten ging. Seinen Aufruf hörten damals viele in der Kirche. Es wurde viel diskutiert, dass die Kirche doch etwas tun müsse. Aber wer und welche Ebene der Kirche wäre dafür zuständig?

An einigen Orten entfaltete sich rasch eine große Dynamik, an anderen dauerte es Jahrzehnte, bis man sich einig war. 1850 wurde ein Diakon aus Duisburg nach Antwerpen gesandt. Er sollte sich dort um Seeleute zu kümmern. In Häfen in England

„Wir sind globale NGO und lokale Vereine. Wir sind Ehrenamtliche in kleinen Häfen und große Einrichtungen wie Seemannsclubs und -hotels“

und in Deutschland gab es Menschen, die einfach anpackten und Seeleute auf den Schiffen besuchten. 1854 gründete ein Kaufmann in Bremen ein Seemannsheim.

175 Jahre später ist die Seemannsmission gewachsen. Die Schifffahrt und die Häfen haben sich stark gewandelt. Wir haben uns dem Wandel immer wieder angepasst. Dabei war die Seemannsmission immer beides: starke Arbeit vor Ort, mit viel Eigeninitiative und zugleich der Zusammenhalt im Netzwerk. Wir sind globale NGO und lokale Vereine. Wir sind Ehrenamtliche in kleinen Häfen und große Einrichtungen wie Seemannsclubs und -hotels. Nun arbeiten wir daran, wie wir diese Struktur anpassen und zugleich beide Stärken bewahren: das Lokale vor Ort und das globale, starke Netzwerk.



Matthias Ristau studierte Theologie in Hamburg und Berlin und verbrachte mehrere Jahre als Pastor in Nordfriesland, Brasilien und Kiel. Der gebürtige Hamburger ist seit 2013 in Sachen See-

leute unterwegs, zunächst als Seemannspastor der Nordkirche und ab 2022 als Generalsekretär der Deutschen Seemannsmission für die bundesweite und weltweite Arbeit.

2

Miteinander für globale Gerechtigkeit – Ökumenewerk der Nordkirche

„Unter dem Claim „Miteinander für globale Gerechtigkeit“ lässt sich das Werk von der Frage leiten, was es heute bedeutet, verantwortliche Kirche in der Einen Welt Gottes zu sein“

Das Ökumenewerk der Nordkirche engagiert sich im Auftrag der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland (Nordkirche) mit lokalen und weltweiten Partner*innen für globale Gerechtigkeit. Dazu bündelt es seit dem 1. Januar 2024 mit 78 Mitarbeitenden an fünf Standorten in Hamburg und Schleswig-Holstein die Expertise des früheren Zentrums für Mission und Ökumene sowie weiterer Dienste und Werke des Hauptbereiches Mission und Ökumene der Nordkirche. Somit bietet es als Kompetenz- und Dienstleistungszentrum innerhalb der Nordkirche und darüber hinaus umfassendes Fachwissen zu vielen Themen der Gerechtigkeit, des Friedens und der Bewahrung der Schöpfung sowie Expertise im interreligiösen Gespräch und interkultureller Reflexion.

Unter dem Claim „Miteinander für globale Gerechtigkeit“ lässt sich das Werk von der Frage leiten, was es heute bedeutet, verantwortliche Kirche in der Einen Welt Gottes zu sein. Dazu gestaltet und fördert es Beziehungen mit weltweiten Partnerkirchen und -organisationen, Internationalen Kirchengemeinden auf dem Gebiet der Nordkirche, der konfessionellen Ökumene und anderen Religionsgemeinschaften, um sich miteinander für gemeinsame Anliegen einzusetzen. Um mit dieser Vielfalt in der gemeinsamen Arbeit bestmöglich wirksam zu sein, wurden die übergreifenden Schwerpunkte herausgearbeitet:

Interkulturelle Kirchenentwicklung:

Unsere Gesellschaft wird vielfältiger, gleichzeitig empfinden viele People of Colour, dass ihnen der Zugang zu bestimmten gesellschaftlichen Bereichen und auch der Kirche erschwert wird. Das Ökumenewerk will daher sein Fachwissen über die interkulturelle Kirchenentwicklung in der Nordkirche einbringen und im eigenen Werk die Rahmenbedingungen dafür schaffen, eine rassismus- und kolonialismuskritische Organisation zu sein. Hierfür wurden bereits drei Stellen eingerichtet. Weitere Schritte werden unter anderem die weitere Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte und Gegenwart aus postkolonialer Perspektive sowie regelmäßige Racism Awareness-Trainings sein.

Gestaltung internationaler Partnerschaft:

Zeitgemäße Partnerschaften gestalten sich für das Ökumenewerk konsequent nach dem Kriterium des Miteinanders statt des Für-die-anderen. In seiner Arbeit setzt das Werk auf die Kraft der weltweiten Zusammenarbeit und steht mit über 40 Partnerkirchen und Organisationen im Kontakt. Im Fokus steht der gegenseitige Austausch von Erfahrungen und Fachwissen, um miteinander und voneinander zu lernen. Ein aktuelles Beispiel ist das Projekt Church Climate Action Partnerships, in dem jeweils

„Das Ökumenewerk will daher sein Fachwissen über die interkulturelle Kirchenentwicklung in der Nordkirche einbringen und im eigenen Werk die Rahmenbedingungen dafür schaffen, eine rassismus- und kolonialismuskritische Organisation zu sein“

Von

Katja Tobias

*„Das Ökumenewerk setzt sich global und lokal mit Partner*innen für den Schutz der Mitwelt und für Klimagerechtigkeit ein“*

sieben Gemeinden und eine Bildungsinstitution auf dem Gebiet der Nordkirche und der East of Lake Victoria-Diözese in Tansania zum Thema Klimaanpassung zusammenarbeiten mit dem Ziel des Wissenstransfers und gegenseitigen Lernens.

Attraktive Anknüpfungspunkte für junge Erwachsene:

Das Ökumenewerk beschäftigt sich mit einer Vielzahl sehr relevanter gesellschaftlicher Themen in lokaler und globaler Vernetzung, die gute Möglichkeiten bieten, sich zu engagieren.

Ziel ist es, Formate zu schaffen, um gemeinsam mit jungen Erwachsenen das Ökumenewerk zu gestalten. Schritte auf diesem Weg sind unter anderem eine Jugendbeteiligung von 20 Prozent in den Gremien. Zusätzlich bietet das Ökumenewerk im Austausch von jungen Freiwilligen vom Norden in den Süden und Süden in den Norden und durch Stipendien einen internationalen Lerndienst an, der auch langfristig ein weiteres Engagement junger Erwachsener im Werk ermöglicht.

Klimagerechtigkeit und Schutz der Mitwelt:

Das Ökumenewerk setzt sich global und lokal mit Partner*innen für den Schutz der Mitwelt und für Klimagerechtigkeit ein. Dazu fokussiert es sich unter anderem auf Themen der Klimaangepas-

sung und des Klimaschutzes und auf die Unterstützung der Nordkirche beim Erreichen der Klimaneutralität bis 2035 durch das Umwelt- und Klimaschutzbüro der Nordkirche. Auch das Ökumenewerk will an seinen fünf Standorten bis 2035 klimaneutral sein.

Diese Verdichtung von Themen und Expertise eröffnet die große Chance, um die Ziele auch in Zukunft bestmöglich zu erreichen und das Werk in eine wirkungsorientierte und dadurch mit seinen Themen sichtbare Organisation zu transformieren.

Das höchste Leitungsgremium des Ökumenewerkes der Nordkirche ist die Generalversammlung unter dem Vorsitz der Landesbischofin Kühnbaum-Schmidt. Sie umfasst 73 Delegierte aus allen 13 Kirchenkreisen, der Landessynode, der Kirchenleitung, dem Bischofsrat und weiteren Trägerkreisen.

„Zeitgemäße Partnerschaften gestalten sich für das Ökumenewerk konsequent nach dem Kriterium des Miteinanders statt des Für-die-anderen“



Katja Tobias leitet seit 2023 den Bereich Organisationskommunikation im Ökumenewerk der Nordkirche. Davor verantwortete sie als Bereichsleiterin viele Jahre die Kommunikation der Evangelischen Stiftung

Alsterdorf in Hamburg und war als Geschäftsführerin des Brüsseler Kreises e. V. tätig. Erste berufliche Erfahrungen sammelte sie nach ihrem Studium in Hamburg und Leeds/Großbritannien in verschiedenen Kommunikationsagenturen in Hamburg und Berlin.

3

Zwischen Vielfalt und Einheit – EBM International und der Bund Evangelisch-Freikirchlicher Ge- meinden in Deutschland

„In kongregationalistisch verfassten Kirchen haben die einzelnen Kirchengemeinden die höchste Priorität. Übergeordnete größere kirchlichen Strukturen werden aus einem gewissen Pragmatismus her geschaffen, haben aber nur begrenzten Einfluss auf die Ortsgemeinden“

Der Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden (BEFG) in Deutschland ist ein Bund von Baptistengemeinden und Brüdergemeinden, die sich zurzeit des Nationalsozialismus in Deutschland mehr oder weniger gezwungen vereinigt haben. Bis Mitte der 1940er Jahre gehörten auch einige pfingstliche Elimgemeinden zu diesem Bund. Eine Vereinigung dieser Gemeindebünde war strukturell kein Problem, weil all diese Bünde kongregationalistisch verfasst waren. In kongregationalistisch verfassten Kirchen haben die einzelnen Kirchengemeinden die höchste Priorität. Übergeordnete größere kirchlichen Strukturen werden aus einem gewissen Pragmatismus her geschaffen, haben aber nur begrenzten Einfluss auf die Ortsgemeinden.

Strukturelle Zusammenarbeit

Die Ortsgemeinden sind in der Regel basisdemokratisch organisiert, das heißt beispielsweise, dass die Gemeindeversammlung regelmäßig eine Gemeindeleitung wählt und die Gemeindeversammlung auch über die wesentlichen Anliegen der Gemeinde, wie etwa Personalanstellungen, entscheidet. Nun haben kongregationalistische Kirchen natürlich auch Bedürfnisse und Anliegen, die über die Kompetenz und Möglichkeiten der Ortskirchen hinausgehen. Die Ausbildung von Personal, administrative Aufgaben, ökumenische Vernetzungsaufgaben und auch die Weltmission gehören dazu. Darum verbinden sich konfessionell verwandte Ortsgemeinden wie z. B. baptistische Gemeinden, zu einem Bund von Gemeinden, der von einer alljährlich stattfindenden Bundesratsversammlung mit Delegierten aus allen Gemeinden geleitet wird. Diese Bundesversammlung wählt

regelmäßig ein Präsidium aus Gemeindevertreter*innen: Haupt- und Ehrenamtliche, die über leitende Personalanstellungen für den Gesamtbund entscheiden. Die Entscheidungskompetenzen des angestellten operativen Leitungspersonals des Präsidiums und des Bundesrats sind in der Verfassung genau definiert und begrenzt. Was die operative Leitung (Bundesgeschäftsführung) oder die strategische Leitung (Präsidium) des Bundes entscheidet, ist für die Ortsgemeinde orientierend, aber rechtlich nicht unbedingt bindend.

Nun hat aber in Deutschland der BEFG Körperschaftsrechte und die meisten einzelnen Gemeinden nur davon abgeleitete Körperschaftsrechte. Wenn die Ortsgemeinde also eine Person für den pastoralen Dienst anstellen will, die auch ordentlich staatlich anerkannt ordiniert wird oder ist, muss sie sich an die Regeln des Bundes halten. Auch die Liegenschaften der meisten einzelnen Gemeinden gehören letztlich dem BEFG, der aber die gewählten, leitenden Personen in den Gemeinden zur umfassenden Ver-

„In den Ursprüngen des Kongregationalismus wird die Autonomie der Ortsgemeinden betont, in neueren Zeiten spricht man eher von der Interdependenz der Ortsgemeinden“

Von

Michael Kißkalt

„Wenn kongregationalistische Kirchen wie die Baptisten Entscheidungen zu treffen haben, muss viel diskutiert werden sowohl in den Ortsgemeinden als auch im Miteinander der Ortsgemeinden im Bund“

waltung der jeweiligen Liegenschaften bevollmächtigt und einer austretenden Gemeinde ihre Liegenschaften nicht wegnimmt. In den Ursprüngen des Kongregationalismus wird die Autonomie der Ortsgemeinden betont, in neueren Zeiten spricht man eher von der Interdependenz der Ortsgemeinden. Die Ortsgemeinden müssen untereinander zusammenarbeiten und auch mit den übergeordneten Strukturen, die sie sich gegeben haben.

Entscheidungen brauchen Diskussion, Geduld und Kompromisse

Entscheidungen zu Ethik und detaillierten Glaubensinhalten liegen hauptsächlich bei der jeweiligen Ortsgemeinde, wengleich es in gewissen Grundpositionen Übereinstimmungen gibt (u. a. Wert des persönlichen Glaubens, keine Taufe von Unmündigen).

Das Grunddokument für die Übereinstimmungen im Glauben ist die „Rechenschaft vom Glauben“. Ansonsten findet man sehr unterschiedliche ethische und dogmatische Auffassungen in Gemeinden vor. Bundesautoritäten können ihre inhaltlichen Entscheidungen und Haltungen kommunizieren, bestimmte Haltungen als positiv oder negativ konnotieren, aber für die Ortsgemeinden sind diese Haltungen nicht verbindlich. Andererseits haben sie großen Einfluss auf die inhaltlichen Diskussionen der Gemeinden, weil die Äußerungen der übergeordneten Instanzen öffentlich und ökumenisch ein großes Gewicht haben. Wenn kongregationalistische Kirchen wie die Baptisten Entscheidungen zu treffen haben, muss viel diskutiert werden sowohl in den Ortsgemeinden als auch im Miteinander der Ortsgemeinden im Bund. Das braucht Zeit und Geduld und Bereitschaft zu Kompromissen. Letztlich wird demokratisch entschieden und in der Regel werden die Entscheidungen dann auch akzeptiert. Wenn eine Gemeinde eine Entscheidung als gravierend falsch ansieht, kann sie aus dem Bund austreten; im deutschen Kontext verliert sie damit aber auch alle Körperschaftsrechte.

Gestaltung der Missionsarbeit

Im Blick auf die Weltmission empfiehlt die Leitung des BEFG die Zusammenarbeit mit EBM INTERNATIONAL (EBMI). Die „Europäische Baptistische Mission“ ist in der Mitte des 20. Jahrhun-

derts als gemeinsames Projekt der deutschen, französischen und schweizerischen Baptisten entstanden. Bis heute sieht der BEFG die EBMI als seine Weltmissionsgesellschaft an und empfiehlt den Gemeinden die Zusammenarbeit mit und Unterstützung von EBMI. In den öffentlichen Organen des Bundes kommen nur Stimmen und Projekte von EBMI zu Wort. Viele Ortsgemeinden baptistischer Prägung (circa 60 Prozent von den etwa 590 baptistisch geprägten Gemeinden) spenden regelmäßig für Projekte von EBMI und werden auch von Missionsreferent*innen oder Missionar*innen von EBMI besucht. Ortsgemeinden brüderlicher Prägung (gut 120 Gemeinden) fühlen sich eher dem Missionswerk in Wiedenest verbunden. EBMI versucht, das weite konfessionelle Spektrum der Baptistengemeinden abzudecken: So fördert man evangelistische und gemeindegründende Projekte, aber auch viele Projekte, wo es nur um humanitäre Hilfe geht. In der konkreten Wirklichkeit weltweit kommen ohnehin immer beide Aspekte zusammen. Ansonsten geht EBMI viele Wege der Öffentlichkeitsarbeit, um in den Gemeinden und ihrem weltmissionarischen Engagement präsent zu sein, besonders im deutsch-sprachigen Raum, aber auch bei allen Mitgliedsbünden weltweit, denn EBMI ist nicht deutsch, sondern international geleitet.



Prof. Dr. Michael Kißkalt ist seit 2023 Generalsekretär von EBM International. Er war von 2001 bis 2022 Professor für Missionswissenschaft und Interkulturelle

Theologie an der Theologischen Hochschule Elstal, zudem von 2014 bis 2022 Rektor der Hochschule.

4 Auf Augenhöhe weltweit verbunden – Vereinte Evangelische Mission

„Der Slogan „United in Mission“ beschreibt bis heute das Ziel: Alle Mitglieder der VEM-Gemeinschaft sind sowohl Empfangende als auch Gebende. Sie reden und entscheiden gleichberechtigt mit, um die Zeichen der Liebe Gottes sichtbar zu machen“

Heute erleben wir, dass die Folgen von Kolonialismus wie Rassismus und Ungleichheit in unserer Gesellschaft immer noch wirksam sind. Im Kontext der damaligen Vereinigten Evangelischen Mission (VEM) wurde die Frage nach der gleichberechtigten Teilhabe bereits in den 1970er Jahren durch die Partner in Afrika und Asien thematisiert. 1973 erkundeten Vertreter*innen von Kirchen aus Deutschland und Indonesien Möglichkeiten, die Zusammenarbeit von Kirchen in Asien und Deutschland so zu gestalten, dass alte Abhängigkeitsverhältnisse und ihre Folgen wie Paternalismus und Überheblichkeit überwunden werden. 1988 wurde ein Ausschuss gebildet, der zu einem Drittel aus Mitgliedern aus Deutschland, Asien und Afrika bestand. Dieser Ausschuss hatte den Auftrag, Vorschläge zu erarbeiten, wie verantwortliche Partnerschaft nicht nur visionär, sondern auch in konkreten Strukturen verwirklicht werden kann. Der Slogan „United in Mission“ beschreibt bis heute das Ziel: Alle Mitglieder der VEM-Gemeinschaft sind sowohl Empfangende als auch Gebende. Sie reden und entscheiden gleichberechtigt mit, um die Zeichen der Liebe Gottes sichtbar zu machen.

Das Projekt, das 1993 auf der Vollversammlung in Botswana beschlossen wurde, war durchaus umstritten. Als die VEM-Mitglieder 1996 die neue Form der gleichberechtigten Zusammenarbeit rechtsverbindlich einführten, war ihnen bewusst, dass damit ein langer Prozess des Zusammenwachsens begonnen hatte. Denn auch gleichberechtigte Strukturen können keine Gerechtigkeit garantieren.

„Auch gleichberechtigte Strukturen können keine Gerechtigkeit garantieren“

Internationalisierung braucht Versöhnung

Dass zur Internationalisierung auch das Eingeständnis von Schuld und die Bitte um Vergebung für rassistisches Fehlverhalten während der Kolonialzeit gehören, war den Verantwortlichen der Vorgängerorganisation schon 1990 bewusst, als sie anlässlich der Unabhängigkeit Namibias das Schuldbekenntnis „Wir schämen uns“ veröffentlichten.

2024 folgte eine weitere Entschuldigung durch den heutigen indonesischen Generalsekretär der VEM, Andar Parlindungan, der im Namen der Rechtsnachfolgerin der Rheinischen Missionsgesellschaft um Vergebung für Diskriminierungen bat, die deutsche Missionar*innen damals gegenüber den Menschen in der Region begangen hatten. Die Akzeptanz dieser Schuldeingeständnisse durch die Kirchen im südlichen Afrika war ein wichtiger Meilenstein auf dem Weg zu mehr Gerechtigkeit.

Persönlichkeiten machen den Unterschied

Die Gleichberechtigung zwischen dem Globalen Süden und dem Globalen Norden wird aber nicht nur durch internationalisierte Strukturen erreicht. Bei der VEM sind es die Menschen und ihr Glaube an die gemeinsame Mission, die den stetigen Wandel ermöglichen. Zu den Impulsgeber*innen zählt Peter Sandner, der erste Direktor der Vorgängerorganisation der VEM, der von 1974 bis 1990 entscheidend dazu beitrug, dass aus dem alten Missionsbild eine ökumenische Gemeinschaft entstand, in der alle Mitglieder gleich geben und empfangen.

In der darauffolgenden Zeit war Ephorus Soritua Nababan von der HKBP-Kirche (Huria Kristen Batak Protestan) in Indonesien

Von

Martina Pauly

„Dass zur Internationalisierung auch das Eingeständnis von Schuld und die Bitte um Vergebung für rassistisches Fehlverhalten während der Kolonialzeit gehören, war den Verantwortlichen der Vorgängerorganisation schon 1990 bewusst“

ein wichtiger Initiator. Die bis heute gültige Satzung der internationalen VEM trägt seine Handschrift. Ihre konsequente Anwendung ist auch seinem Durchsetzungsvermögen zu verdanken. Dafür wählten ihn die Delegierten 1996 zum ersten Moderator der neuen VEM.

Sein Nachfolger, der Befreiungstheologe Bischof Zephania Kameeta von der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Namibia, gehört zur Ethnie der Herero, die unter dem Völkermord der deutschen Kolonialherren zu Beginn des 20. Jahrhunderts litt.

Seine Amtszeiten als VEM-Moderator waren daher ein starkes Statement. Als Pionierin der Gleichberechtigung gilt auch Regine Buschmann von den Bodelschwingschen Stiftungen Bethel, die 2008 zur ersten Moderatorin der VEM gewählt wurde. Eine weitere herausragende Persönlichkeit ist der tansanische Theologe Fidon Mwombeki. Als erster Generalsekretär der VEM aus dem Globalen Süden beendete er 2006 die traditionelle Vorherrschaft der weißen deutschen Missionsleitenden – ein wichtiges Signal für die Mehrheit der Mitgliedskirchen in Afrika und Asien.

Internationalisierung – mehr als eine organisatorische Reform

Die VEM ist heute durchweg international aufgestellt. Sowohl der Moderator mit dem tansanischen Bischof Abednego Kesomshahara als auch der Generalsekretär mit Pfarrer Andar Parlindungan kommen aus dem Globalen Süden. Der Vorstand der VEM ist mit Mitgliedern aus Kamerun, Ruanda, Indonesien und Deutschland kulturell vielfältig besetzt. Dies gilt ebenso für die Leitungspositionen der Regionalbüros und Fachabteilungen.

Warum ist eine derart internationalisierte Mission vor allem für die deutschen Kirchen so wichtig? „Die Internationalisierung der VEM ist keine bloße organisatorische Reform – sie ist eine geistliche und politische Notwendigkeit. Sie befähigt die Kirchen, in der deutschen Gesellschaft eine Stimme für Respekt statt Rassismus, Gerechtigkeit statt Profit und Hoffnung statt Angst zu sein“, erläutert Pfarrer Andar Parlindungan.

„Die Gleichberechtigung zwischen dem Globalen Süden und dem Globalen Norden wird aber nicht nur durch internationalisierte Strukturen erreicht. Bei der VEM sind es die Menschen und ihr Glaube an die gemeinsame Mission, die den stetigen Wandel ermöglichen“



Dr. Martina Pauly ist Pressesprecherin der Vereinten Evangelischen Mission (VEM) und arbeitet hier seit 2002 in verschiedenen Funktionen für den Generalsekretär. Interkulturelle Kommunikation und transkulturelle

Zusammenarbeit sind der rote Faden in ihrem Berufsleben als Übersetzerin, Medienexpertin und Sozialwissenschaftlerin.

Von

Silja Joneleit-Oesch

„lasst uns essen

Anleitung zum biblischen bzw.

Die EMW feiert 50. Jubiläum. Aber Moment mal: feiern? Dürfen wir das überhaupt? Es scheint ein Spannungsfeld zwischen protestantischer Bescheidenheit und festlicher Begeisterung zu geben. Wollen wir uns selbst feiern oder Gott danken? Ist Feiern reine Selbstdarstellung oder geistlich fundierte Praxis? Oder sind kirchliche Feste und Feiern sogar wertvolle Teambuilding-Maßnahmen? Um diesen Fragen nachzugehen, wirft **Silja Joneleit-Oesch** nicht nur einen Blick in die Bibel, sondern auch auf Methoden des Business-Teambuilding.

und fröhlich sein!“ (Lk 15, 23)

Teambuilding Geburtstag-Feiern

Hier soll eine biblische Besinnung über Jubiläen entstehen... Wie soll das gehen? Sollen wir uns selber feiern? Sollen wir stolz sein auf das Erreichte und es etwa auch zeigen? Das passt eigentlich nicht zu unserer protestantischen Tradition, in der wir eher zu Zurückhaltung und Bescheidenheit aufgerufen sind. Aber gleichzeitig feiern wir viel: nicht nur Jubiläen und Gedenktage, viele schöne aufwändige Gottesdienste mit viel engagierter Musik, wir feiern Kirchentag und andere Feste.

Wenn wir einen schnellen Blick in die Bibel wagen: auch hier wird überall gefeiert! Und zwar laut und fröhlich und öffentlich! Und das gegen die Mehrheiten, gegen die politischen Bedingungen, gegen die düsteren Zukunftsperspektiven, gegen die eigene Depression. – Kommt uns das bekannt vor?

Der Vater des „verlorenen Sohns“ aus der Geschichte im Lukas-Evangelium lässt auf jeden Fall alles stehen und liegen, als der Verlorene zurückkommt und startet sogleich ein rauschendes Fest. Er wartet noch nicht einmal auf den anderen Bruder, der noch bei der Arbeit ist, sondern dreht sofort die Musik auf und schmeißt den Grill an. Der Augenblick wird gefeiert. Es wird weder zurückgeschaut (Hat der Sohn einen eigenen Schuld-Anteil und sollte daher nicht gefeiert werden? Ist das Fest eventuell unfair gegenüber dem weiteren Sohn, der immer treu zu Hause war?) noch nach vorne (Was soll er in Zukunft für eine Rolle zu Hause einnehmen? Wie wird das verprasste Erbe mit den anderen Kindern verrechnet? Muss es eine Aufarbeitung der Vergangenheit geben?). In sicheren Zeiten gleichen sich Alltag und Feiertage und Arbeit und Freizeit mehr aneinander an. Wenn der Alltag härter ist, sind die Feste rauschender, ist meine These. Wir brauchen Zeiten, die besonders sind, in denen wir anhalten können und den Augenblick genießen.

„Wir brauchen Zeiten, die besonders sind, in denen wir anhalten können und den Augenblick genießen“

Diese Geschichte vom verlorenen Sohn und viele weitere wären beste Beispiele für ein Handbuch in Teambuilding und Organisationsentwicklung. Die These lautet: Kirchliche Feste und Feiern sind wertvolle Teambuilding-Maßnahmen.

In einer Anleitung zu Teambuilding-Maßnahmen einer Business-Plattform werden fünf Punkte genannt, die bei einer guten Teambuilding-Maßnahme beachtet werden sollen:

„Diese Geschichte vom verlorenen Sohn und viele weitere wären beste Beispiele für ein Handbuch in Teambuilding und Organisationsentwicklung“

1. Das gesamte Team sollte anwesend sein.

Das passt: Bei biblischen, kirchlichen Feiern und auch bei der EMW werden alle Mitglieder, die Mitarbeitenden und gerne auch Gäst*innen und Partner*innen von verbundenen Institutionen eingeladen. Je mehr, desto besser!

Im Neuen Testament feiert Jesus mit allen 12 Jüngern das Abendmahl, ganze „Häuser“ lassen sich taufen und auch seine Predigten finden mit Gelage statt. Im Alten Testament werden sieben Feste beschrieben. Das ganze Volk feiert nach bestimmten Abläufen. Feste gehören selbstverständlich in den Jahreszyklus dazu.

2. Wählen Sie passende Räumlichkeiten (indoor oder outdoor).

Mit Räumlichkeiten muss sich Kirche ja nicht verstecken: Wunderschöne Kirchgebäude jeglichen Alters und Ausstattung sind vorhanden, Gemeinderäume noch und nöcher, gut verfügbar, weil gerade nicht überbucht ... Auch Outdoor-Gelände stehen zur Verfügung. Wir feiern Freiluftgottesdienste, es gibt neuerdings sogar Tauffeste an Flüssen. Und auch Beerdigungen sind – bei allem Respekt – oft wunderschöne Teambuilding-Events für Freund*innen und Familie der Verstorbenen. Sie finden praktisch immer draußen statt. Und die Pfarrperson verbindet oft diese Gemeinschaft auf besondere Art und Weise und bindet Gott mit seinem Segen ebenfalls mit ein, so dass noch eine weitere Ebene entsteht.

3. Schaffen Sie eine gemütliche, ungezwungene Atmosphäre.

Warum gibt es Liturgie? Neben der spirituellen Bedeutung der Anbetung, des Lobes und Dankes und der Sakramente, die liturgisch begleitet werden, ist Liturgie auch eine Regieanweisung für ein Fest, in erster Linie den Gottesdienst. Warum werden auch immer wieder öffentliche Gedenkfeiern, leider dann meist aus traurigem Anlass, mit einem Gottesdienst bedacht? Weil Kirche einen Ablauf zu jedem Anlass parat hat und die Elemente in einem Gottesdienst an den Anlass anpassen kann. Und was gibt es Besseres für eine würdige Feier, wenn sie erst einmal mit einem gesetzten Rahmen anfängt?! Liturgie setzt den Rahmen, der vertraute Kreis weiß, wie es geht und nimmt andere mit. Es gibt etwas für alle Sinne, es sind partizipatorische Elemente dabei und etwas zum Nachdenken und dann gibt es Raum und Zeit zum Austausch. Eine gute Atmosphäre mit Musik und guten Texten können wir herstellen und oft gelingt es auch.



Dr. Silja Joneleit-Oesch ist eine deutsche Theologin und als Theologische Referentin in den Units Theologie & Ökumene und Theologische Ausbildung in der EMW-Geschäftsstelle tätig.

4. Setzen Sie teambildende Maßnahmen nicht als Konsequenz für Fehlverhalten ein.

Jetzt sind wir im theologischen Kerngeschäft: Sünde und Vergebung, oder: Scham und Freiheit, oder: Gesetz und Evangelium, oder: Tun und Ergehen.

Wenn wir kirchliche Feiern inklusive Gottesdienste hier als Teambuilding-Maßnahmen verstehen, werden sie nicht gefeiert, nachdem etwas im „Team“ schiefgelaufen ist. Sie werden immer gefeiert! Und Gottesdienste sind sogar der Ort, in dem Fehlverhalten zur Sprache kommen kann und Teammitglieder Gottes Zuspruch in der Vergebung hören und annehmen können, so dass das Fehlverhalten nach diesem besonderen Fest, der Teambuilding-Maßnahme nicht mehr gilt. Das ist die entscheidende Umkehr der Vorzeichen: Es gibt keine Strafe für das Team, das etwas Bestimmtes leisten muss, sondern es gibt Vergebung ohne Konditionen, Feste ohne Verdienst.

5. Runden Sie den Teamtag mit einem gemeinsamen Essen oder Ähnlichem ab.

In dem missionstheologischen Konzept Theo Sundermeiers geht es um Konvivenz. Den Ausdruck und die gelebte Theologie dazu hat er in Lateinamerika kennengelernt. Von dort aus entwickelte er seine missionstheologische Hermeneutik. Konvivenz beinhaltet unter anderem miteinander feiern, denn in dieser Alltags-Ausnahmesituation wachsen wir zusammen, gehen auch mal über Grenzen und Konventionen hinaus, haben hinterher Geschichten zu erzählen, die identitätsstiftend sind: („Weißt du noch bei der Feier...“). Das Zusammen-Feiern erhält Gemeinschaften und stärkt den Gemeinschaftssinn. Im Feiern kommen wir bestenfalls Bekannten und auch Fremden näher und lernen uns kennen. Bei Sundermeier heißt es: „Konvivenz, so haben wir bisher gesehen, heißt: Wir, die wir zusammen leben, helfen einander und lernen voneinander: Das heißt aber auch: Wir feiern miteinander.“

Nach diesem Durchgang durch die Anleitung aus dem Business-Handbuch konnte die These gut belegt werden.

Insofern können wir mit begründeter Freude auch 50 Jahre EMW feiern: evangelisch, unterwegs mit der Mission Gottes und weltweit!

*„Insofern können wir mit begründeter Freude auch **50 Jahre EMW** feiern: evangelisch, unterwegs mit der Mission Gottes und weltweit“*

Partnerschaftlich **Projekte** *managen*

Wer bekommt Geld? Anfangs war Förderung in der Diözese in Hamburg relativ unkompliziert. Doch mit zunehmendem Umfang von Förderungen, entstand nicht nur ein immer aufwändigeres Verfahren in Bezug auf Anträge und deren Verwaltung, sondern auch eine unerwünschte Asymmetrie zwischen den Partnerorganisationen. Es brauchte einen Paradigmenwechsel. **Michael Becker** beschreibt, wie das Antragswesen und die Vergabeentscheidung von Projektfördermitteln der Partnerschaft der römisch-katholischen Diözesen Hamburg und Puerto Iguazú in der Provinz Misiones, im Nordosten Argentiniens, von Grund auf neu organisiert wurden. Ein Erfahrungsbericht über einen Perspektivwechsel in der Projektförderung.

Von

Michael Becker

Die Mehrheit der Bevölkerung des 1986 gegründeten Bistums Iguazú lebt unter der Armutsgrenze. Diese Situation verschärft sich zurzeit durch die restriktive Sparpolitik der argentinischen Zentralregierung. Die Bevölkerung des Bistums besteht größtenteils aus Migrant*innen, die sich seit den 1920er Jahren dort angesiedelt haben (aus Deutschland, der Ukraine, aus Polen und Paraguay). Ein wichtiger Bevölkerungsanteil besteht aus dem indigenen Volk der Mbya-Guarani. Landkonflikte, Umweltzerstörung, Ausbeutung und Korruption sind Stichworte, die die Konflikte in der Region schlaglichtartig charakterisieren.

Die kirchliche Projekt- und Partnerschaftsarbeit im Erzbistum Hamburg hat mittlerweile eine Geschichte, die fast so alt ist wie das 1995 (neu)gegründete Erzbistum Hamburg selbst. Im Jahr 1996 entstanden, zunächst durch persönliche Begegnungen, kleinere Projektförderungen auf lokaler Ebene zwischen der Katholischen Schule in Hamburg-Harburg und der katholischen Pfarrei. Es wurden soziale, karitative und pädagogische Projekte in kirchlicher Trägerschaft in der Umgebung der Stadt Eldorado in Misiones gefördert. Die Gelder dafür stammten aus Spenden von engagierten und interessierten Privatleuten. Im Laufe der Zeit wuchs das Spendenaufkommen und die Fördermöglichkeiten durch Kollekten und Spendenkampagnen.

„Die Auswahl, Begleitung und Evaluierung der geförderten Projekte geschieht ausschließlich im Partnerbistum“

Aus Anlass der Bischofsweihe des neuen Erzbischofs von Hamburg, Dr. Stefan Heße, im März 2015 wurde erstmals ein offizielles Partnerschaftsabkommen durch die beiden Diözesen unterzeichnet. Dadurch wurden wichtige Entwicklungen angestoßen. Erstmals wurde ein Projektmanagement nach dem Antragsprinzip etabliert, mit Vergabegremien, Antragsfristen und Rechenschaftsmechanismen. Darüber hinaus wurde es möglich, in größerem Rahmen Ressourcen aus Kirchensteuermitteln heranzuziehen sowie die administrativen Strukturen des Erzbistums Hamburg einzubinden. Ein wichtiger Meilenstein war zudem die Gründung eines Partnerschaftsfonds im Jahr 2018. In diesen Fonds werden die Spendeneinnahmen gebündelt, die durch die neu entstandene professionelle Fundraisingarbeit akquiriert werden. Im Laufe der Zeit entstand fast so etwas wie ein kleines Hilfswerk der kirchlichen Entwicklungszusammenarbeit.

Inspiziert wird die Partnerschaftsarbeit durch Grundsätze in Anlehnung an das Leitbild des Internationalen Katholischen Missionswerks missio in Aachen: Wir versuchen eine Partnerschaft zu verwirklichen, die sich als Lern-, Solidar- und Gebetsgemeinschaft zeigt.

„Die Partnerschaftskommission in Hamburg konzentriert sich auf der anderen Seite auf die Öffentlichkeitsarbeit und das Fundraising“

Es geht also nicht nur um Transferleistungen der christlichen Solidarität, sondern ausdrücklich auch um Aktionen, Projekte und Veranstaltungen, die Lernaspekte beinhalten und eine gemeinsame Spiritualität vertiefen.

Im stetig wachsenden Erfolg der Partnerschaftsarbeit lag gleichzeitig der Grund für das Bewusstsein, eine Änderung in der Organisation des Projektmanagements vornehmen zu müssen. Es gab eine zunehmende zeitliche Inanspruchnahme der hauptsächlich ehrenamtlich tätigen Mitglieder der Bistumspartnerschaft infolge der größer werdenden Mittel und Projekte. Außerdem wurde eine gewisse „Entscheidungslastigkeit“ auf der deutschen Seite der Partnerschaft festgestellt, während die argentinischen Partner*innen zunehmend in die Rolle von Antragssteller*innen gerieten. Dies widersprach einer gewollten Projektarbeit „auf Augenhöhe“.

In dieser Situation besprachen die Gremien der Bistumspartnerschaft in Deutschland und Argentinien einen neuen Ansatz:

Nach dem neuen Statut liegt der Großteil der Verantwortung des Projektmanagements nun in Argentinien, was gewährleistet, dass die konkreten Bedarfe vor Ort besser wahrgenommen werden und entsprechend eine schnelle und unkomplizierte Antwort finden.

Die Geschäftsführung der Partnerschaft im Erzbistum Hamburg verifiziert jeweils im November eines Jahres, in welcher Höhe Mittel aus dem Partnerschaftsfonds dem Bistum Puerto Iguazú für das Folgejahr zur Verfügung gestellt werden können und informiert dieses darüber. Formale Anträge an das Erzbistum für Maßnahmen, Projekte oder ähnliches sind nicht mehr erforderlich. Die zur Verfügung stehenden Mittel aus Kirchensteuergeldern und dem Partnerschaftsfonds werden in gleichen Raten viermal im Jahr überwiesen, also nicht mehr für jedes Teilprojekt getrennt.

Das Bistum Puerto Iguazú entscheidet in eigener Kompetenz und Verantwortung über den Mitteleinsatz. Projektanträge werden nicht mehr in Hamburg gestellt, sondern bei

der Partnerschaftskommission in Iguazú, die regelmäßig unter dem Vorsitz des dortigen Bischofs tagt und über die Projektprioritäten entscheidet. Das Statut gibt lediglich die allgemeinen Themenfelder für soziale, musische, kulturelle, religiöse, schulische, wirtschaftliche, karitative und Nothilfe-Projekte vor, sowie Mittel für die Ausbildung von zukünftigen Seelsorger*innen. Aus diesen Themenfeldern können die konkreten Projekte durch die Kommission in Iguazú gewählt werden. Die Auswahl, Begleitung und Evaluierung der geförderten Projekte geschieht ausschließlich im Partnerbistum.

Die Partnerschaftskommission in Hamburg konzentriert sich auf der anderen Seite auf die Öffentlichkeitsarbeit und das Fundraising. Darüber hinaus werden die Projektberichte und die entsprechenden Ausgabenbelege buchhalterisch geprüft, was sich aus der Rechenschaftspflicht den Spender*innen gegenüber ergibt. Zur gezielten Werbung von Spender*innen sollen längerfristige Schwerpunkte gesetzt werden.

Für eine umfassende Evaluierung des neuen Projektmanagements ist es noch zu früh, da die neuen Strukturen erst 2024 umgesetzt wurden. Erste kleine Erkenntnisse zeigen aber, dass die Entlastung der Mitglieder der Partnerschaft in Hamburg zu einem neuen Impuls für die Öffentlichkeits- und Fundraisingarbeit geführt hat, einfach weil nun mehr Zeit und Ressourcen dafür zur Verfügung stehen. Auf der argentinischen Seite stellen wir fest, dass es eine thematische und geografische Ausweitung der Projekte gibt, in Richtung von bisher nicht erreichten Peripherien der Provinz Misiones.



Dr. Michael Becker ist deutscher Theologe und Mitarbeiter des Erzbistums Hamburg als Referent für weltkirchliche Aufgaben und Referent für die Gemeinden von Katholik*innen anderer Muttersprache. Er war zudem viele Jahre in Fortaleza/Brasilien in der Ausbildung von Theolog*innen tätig.

Von
Christine Grötzinger

Gleichberechtigung als **Leitprinzip**

Die Evangelische Mission in Solidarität (EMS) hat seit 2010 einen tiefgreifenden Paradigmenwechsel in ihrer Förderpraxis vollzogen: Weg von pauschalen Zuweisungen (sogenannten Block Grants) hin zu einer strukturierten und partizipativen Projektförderung. Ziel dieser Neuordnung war es, die Internationalisierung des Werks zu stärken und gleichzeitig das Prinzip der Gleichberechtigung in der Gemeinschaft sichtbar zu leben.

Im Zentrum der heutigen Förderpraxis der Evangelischen Mission in Solidarität (EMS) steht die Förderung gemeinsamer Aktivitäten in Themenbereichen, die für alle Mitgliedskirchen von Relevanz sind. Dieser Ansatz verkörpert auch das Verständnis der EMS-Gemeinschaft von Mission als „gemeinsames und ganzheitliches Zeugnis“, von der die Förderung von Projekten ein Teil ist.

Eine Besonderheit der neuen Förderpolitik war von Beginn an das Bewilligungsverfahren, in dem ein Ausschuss des Missionsrats, dem internationalen Vorstand der EMS, über sämtliche Programm- und Projektanträge entscheidet. Der sogenannte ProPro-Ausschuss war das erste international besetzte Entscheidungsgremium der EMS, in dem jeder regionale Kontext, auch der deutsche, nur einen Sitz bekam. Der Ausschuss stellt bis heute eine Art Labor für die Verwirklichung des Gleichheitsprinzips in der Gemeinschaft dar. Die Erfahrungen, die die Ausschussmitglieder aus aller Welt im direkten, intensiven Austausch und in ihrer gemeinsamen Entscheidungsfindung zu den Anträgen

„Der Ausschuss stellt bis heute eine Art Labor für die Verwirklichung des Gleichheitsprinzips in der Gemeinschaft dar“

machen, sind beispielgebend für andere Austausch- und Arbeitsprozesse in Gremien, Programmen und Veranstaltungen der EMS. Gleiches gilt für die in der Förderpolitik festgeschriebenen Kriterien und Qualitätsstandards: Sie wurden partizipativ erarbeitet, gelten für Projekte aus deutschen und internationalen Kirchen gleichermaßen und unterliegen einer regelmäßigen Revision durch den Missionsrat und die Vollversammlung, die alle zwei Jahre tagende Delegiertenversammlung der EMS.

Bei den Tagungen des Ausschusses stehen zunächst gar nicht die Entscheidungen über Anträge im Vordergrund, sondern das Wahrnehmen von Problemen und Handlungsansätzen in den einzelnen Kirchen sowie gegenseitiges

Lernen. „Wir erfahren durch den Austausch über die Projekte viel über die aktuellen gesellschaftlichen Herausforderungen in den verschiedenen Ländern. Mir wurde deutlich, dass die meisten Kirchen mit der Auflösung traditioneller sozialer Beziehungsnetze, Ausgrenzung und Konflikten konfrontiert sind und nach tragenden Werten und einer neuen Begeisterung im gelebten Zeugnis für das Evangelium suchen“, sagt etwa Pfarrer Habib Badr aus dem Libanon. Auch für Dr. Samuel Nyampong aus Ghana liegt ein besonderer Wert des Auswahlprozesses im ökumenischen Teilen von Erfahrungen. „Durch die Beschäftigung mit jedem einzelnen Projekt identifiziert der Ausschuss immer auch gemeinsame Aufgaben in der EMS-Gemeinschaft, zum Beispiel die Förderung von Mädchen und Frauen, Friedenserziehung oder die Erstellung von Materialien für Sonntagsschulen.“ „Die Gesamtpalette der Programme und Projekte verdeutlicht, dass alle Kirchen einen Schatz an Erfahrungen und Knowhow in unseren Aufgabenfeldern besitzen, von dem andere Kirchen und wir als Gemeinschaft profitieren können“, ergänzt Pfarrer Dr. Lee aus Korea.

Wenn es dann um die gemeinsame Entscheidung über die Anträge geht, kreist die Diskussion meist um zwei Fragen, die Pfarrer Dr. Sumakul aus Indonesien so formuliert: „Welches sind die tatsächlichen Bedürfnisse in den einzelnen Kirchen? Und welche Art von Förderung gehört zum Mandat eines Missions-

„Die Kirchen sind in ihrem Zeugnis nicht mehr abhängig von ihren ökumenischen Partnern in Europa. Stattdessen geht es darum, welche Ziele wir gemeinsam verfolgen wollen“

„Wir erfahren durch den Austausch über die Projekte viel über die aktuellen gesellschaftlichen Herausforderungen in den verschiedenen Ländern“

„Am meisten schätze ich die Tatsache, dass wir dort als Gleichberechtigte aufeinander hören und miteinander entscheiden, dass alle Kirchen, die wir vertreten, zugleich Gebende und Nehmende sind, und dass in diesem Forum sichtbar wird, dass wir alle, ob durch finanzielle oder andere Gaben, etwas in die Gemeinschaft einzubringen haben“

werks, was können andere besser?“ Insbesondere bei Anträgen zur Armutsbekämpfung wird diese Frage immer wieder konkret. Die Verkündigungsarbeit in abgelegenen Gebieten ist zum Beispiel nicht zu trennen von praktischen Maßnahmen, die dazu beitragen, die wirtschaftliche Situation der Menschen der Region zu verbessern. „Dies sind bescheidene Maßnahmen, für die die notwendige Erfahrung und Managementkapazität in den Kirchen vorhanden ist. Größere Vorhaben, die spezifische Expertise erfordern, würden letztlich alle Beteiligten in der EMS-Gemeinschaft überfordern“, so eine wiederkehrende Erkenntnis und Leitlinie des Ausschusses, die Pfarrerin Anne Heitmann, die derzeitige Ausschussvorsitzende, einmal in Worte fasste. Und Sam Nyampong ergänzt aus der Südperspektive: „Wenn wir in der EMS-Gemeinschaft vor allem danach fragen würden, wie viel Spenden wir für ein bestimmtes Projekt bekommen könnten, ginge es nicht mehr darum, was in den Kirchen wirklich wichtig ist. Dann würden wir außerdem in Afrika und Asien weiterhin als arm und hilfsbedürftig dargestellt. Die Kirchen sind in ihrem Zeugnis nicht mehr abhängig von ihren ökumenischen Partnern in Europa. Stattdessen geht es darum, welche Ziele wir gemeinsam verfolgen wollen.“ Und auf die Frage, was er am meisten an der Zusammenarbeit im ProPro-Ausschuss schätze, sagt er abschließend: „Am meisten schätze ich die Tatsache, dass wir dort als Gleichberechtigte aufeinander hören und miteinander entscheiden, dass alle Kirchen, die wir vertreten, zugleich Gebende und Nehmende sind, und dass in diesem Forum sichtbar wird, dass wir alle, ob durch finanzielle oder andere Gaben, etwas in die Gemeinschaft einzubringen haben.“

Dem grundlegenden Wandel der Projektförderung ging ein ebenso bedeutender Entwicklungsprozess voraus: das Programm „Capacity Building for Self-Reliance“ von 2005 bis 2009. Ziel war es, die damals noch Partner- und nicht Mitgliedskirchen in ihrer finanziellen Eigenständigkeit zu stärken und sie auf die neuen Anforderungen der Projektförderung vorzubereiten.

*„Kirchen
im Süden*

sollten nicht länger als Empfangende, sondern als gleichberechtigte Akteurinnen in der EMS-Gemeinschaft auftreten. Ein Prinzip, das sich auch in der heutigen Projektförderung widerspiegelt“

„Bei der EMS stehen trotz des Wechsels vom strukturellen zum programmbezogenen Teilen finanzieller Ressourcen weder Projekte noch

die Maximierung ihrer Förderung im Mittelpunkt, sondern das ökumenische Teilen, Lernen und Handeln in der Gemeinschaft“

In der ersten Phase wurden kirchliche Leitbilder überarbeitet, organisatorische Strukturen hinterfragt und Handlungsfelder neu definiert. Kirchenleitungen und Programmverantwortliche entwickelten in Workshops konkrete Aktionspläne zur Verbesserung von Finanzmanagement, Gemeindeentwicklung und Verwaltungsabläufen.

Die zweite Phase fokussierte sich auf die Umsetzung dieser Pläne: ineffiziente Strukturen wurden abgebaut, Mitarbeitende gezielt qualifiziert, Fortbildungsprogramme etabliert. Begleitet durch lokale Organisationsberater*innen und angepasst an die individuelle Situation der jeweiligen Kirche, gelang es allen Beteiligten, nachhaltige Fortschritte zu erzielen. Am Ende des Prozesses standen Kirchen, die ihre Aufgaben aus eigener Kraft finanzieren konnten.

Dieser Prozess war nicht nur eine organisatorische Notwendigkeit, sondern Ausdruck eines grundlegenden Verständnisses von Partnerschaft: Kirchen im Süden sollten nicht länger als Empfangende, sondern als gleichberechtigte Akteurinnen in der EMS-Gemeinschaft auftreten. Ein Prinzip, das sich auch in der heutigen Projektförderung widerspiegelt.

Die Projektförderung der EMS ist heute ein Baustein innerhalb einer viel breiter verstandenen missionarischen Arbeit. Im Zentrum stehen Positionierung, Austauschprogramme und Beteiligungsangebote der Gemeinschaft zu Schwerpunktthemen wie theologische Ausbildung, interreligiöse Verständigung, Klimagerechtigkeit und das Empowerment von Frauen und marginalisierten Gruppen in Kirche und Gesellschaft. Die Förderung von Projekten der einzelnen Mitglieder in diesen Feldern ist nur ein weiterer Ausdruck des gemeinsamen Engagements „am jeweiligen Ort“, wie es im Förderkonzept der EMS steht. Das schlägt sich unter anderem in den vergleichsweise niedrigen Fördersummen nieder, die eine Rückkehr zur Abhängigkeit der Kirchen im Süden von Geld aus dem Norden ausschließen.

Bei der EMS stehen trotz des Wechsels vom strukturellen zum programmbezogenen Teilen finanzieller Ressourcen weder Projekte noch die Maximierung ihrer Förderung im Mittelpunkt, sondern das ökumenische Teilen, Lernen und Handeln in der Gemeinschaft.



Christine Grötzinger

leitet den Fachbereich Programme und Projekte bei der Evangelischen Mission in Solidarität (EMS). Sie hat die Grundsätze des Werks für seine Projektförderung mit entwickelt, gemeinsam mit den Kirchen die internationalen Beratungs- und Entscheidungsstrukturen dazu aufgebaut und schätzt besonders die Impulse für das ökumenische Teilen und Lernen, die heute von den Projekten für die EMS-Gemeinschaft ausgehen.

Ein Interview von
Tanja Stünckel

Verantwortung anerkennen, **gemeinsam** **Zukunft**

Europa und Afrika verbindet eine lange, aber oft *gestalten*

schmerzhaftes Geschichte – geprägt von kolonialer Ausbeutung, rassistischer Überheblichkeit und kultureller Entwertung. Der Berliner Konferenz 1884/85 kommt bei der europäischen Expansion nach Afrika eine tragende Rolle zu. Die Beschlüsse hatten dramatische Folgen, die teilweise bis heute nachwirken.

Masiwa Ragies Gunda, promovierter Theologe und Programmleiter der Antirassismuserbeit (Program for racial justice, equity, and inclusion) beim Ökumenischen Rat der Kirchen (ÖRK) spricht im Interview über die dramatischen Folgen und erläutert Schritte, die zur Überwindung von Rassismus beitragen können.

Inwiefern trägt Europa eine historische Verantwortung für die Entstehung und Fortdauer des Anti-Schwarzen Rassismus, insbesondere im Kontext von Mission, Kolonialismus und Wissenschaft?

Die Schuld Europas in diesem Zusammenhang ist tatsächlich sehr groß. Aber das Verschulden Europas geht sogar noch weiter und erstreckt sich auch auf die Wirtschaft, auf die Politik und sogar auf die Bildung. Und so müssen wir dies im Kontext der kolonialen und imperialen Abenteuer Europas verstehen, die sich

bis zu einem gewissen Grad mit dem christlichen Wunsch, die Welt zu evangelisieren, verstricken. Das lässt sich gut beispielsweise an Subsahara-Afrika beobachten. Der Erfolg des Evangelisierungsprojekts war mit der Kolonisierung Afrikas verbunden.

Historisch gilt die Berliner Konferenz 1884/85 als die Grundlage für die Aufteilung Afrikas in europäische Kolonien.

Welche Folgen hatte das für die Menschen vor Ort?

Ganz direkte. Denn als die europäischen Mächte sich 1884/1885 in Berlin trafen, haben sie nicht nur das Gebiet unter sich aufgeteilt, sondern auch die Menschen. Sie zogen Grenzen und plötzlich gehörten manche Menschen zu Deutschland, andere zu Belgien, Großbritannien oder Frankreich usw. Das war die Hochphase der Kolonisation. Die europäischen Mächte teilten Afrika also unter sich auf und nannten es wirklich „Race for Africa“, also Wettlauf um Afrika. Ein Grund war, dass sie durch die Abschaffung der Sklaverei Afrikaner*innen nicht mehr versklaven und vom afrikanischen Kontinent verschleppen konnten. Die Kolonisierung führte also dazu, dass Afrikaner*innen im Grunde in der eigenen Heimat versklavt wurden. Das ist ein Aspekt. Ein anderer Aspekt der Kolonisierung ist, dass sie dazu führte, dass

„Als die europäischen Mächte sich 1884/1885 in Berlin trafen, haben sie nicht nur das Gebiet unter sich aufgeteilt, sondern auch die Menschen“

die Evangelisierung Afrikas sehr viel schneller als davor voranschritt, so dass man sagen kann, dass es eine Zeit gab, in der Subsahara-Afrika effektiv tatsächlich ein christliches Afrika war. Kolonisation und Mission sind hier eng miteinander verknüpft.

Das Mission und Kolonisation allgemein sehr eng verknüpft sind, hört man ja oft. Kann man das in diesem Fall auch an konkreten Dingen festmachen?

Dass dieser Eindruck entsteht, liegt zum einen an der Wahrnehmung der Menschen und zum anderen an den historischen Tatsachen. Wir hatten die Situation, dass in der Wahrnehmung der Menschen Missionar*innen, koloniale Siedler*innen, Kaufleute und politische Akteur*innen alle gleich aussahen, weil sie alle Europäer*innen waren. Und so entstand in gewisser Weise das Bild, dass Kolonisation und Mission ein europäisches Gesamtprojekt waren. Es spielte keine wirkliche Rolle, ob jemand Missionar*in, Unternehmer*in oder Minenarbeiter*in war. Sie sprachen meist dieselbe Sprache, hatten die gleiche Kultur und die meisten teilten auch die gleichen rassistischen Vorurteile gegenüber Afrikaner*innen. Und wirtschaftlich betrachtet hat Afrika einen hohen Preis bezahlt, weil Menschen und Ressourcen ausgebeutet wurden. Aber es wurde auch die Art erschüttert, wie bis dahin Wissen vermittelt wurde. Früher wurde das Wissen von den Älteren innerhalb der Gemeinschaft an die Jüngeren weitergegeben. Doch durch Kolonisation und Mission sollten die Schüler*innen nun in einem System lernen, das Fremde prägten und ihm vorstanden und das zudem epistemologische Perspektiven vermittelte, die sich deutlich von denen ihrer Älteren unterschied. Das führte zu großen Spannungen innerhalb von Familien, weil die Kinder dieses andere Wissen mit nach Hause brachten, das ihre Eltern und Großeltern nicht hatten – aber nur weil, sie eben völlig anders unterrichtet worden waren. Daraus

„Die europäischen Mächte teilten Afrika unter sich auf und nannten es wirklich ‚Race for Africa‘, also Wettlauf um Afrika“

entstand eine problematische Fragmentierung von Familie, die sich ganz konkret auf den Einfluss von Kolonisation und Mission zurückführen lässt.

Sind das Dinge, die sich bis heute auswirken?

Tatsächlich gehen viele wirtschaftliche Probleme, die afrikanische Länder bis heute haben, auf die Kolonialzeit zurück. Aber auch der andere Aspekt, den ich beschrieben habe, wirkt bis heute nach. Denn dadurch, dass mit der Kolonialzeit alles westlich Geprägte, wie etwa Bildung, Wirtschaft, Theologie oder sogar das Christentum, von sich behauptete, allem afrikanisch Geprägten überlegen zu sein, führte das dazu, dass die Menschen begannen, alles Afrikanische geringzuschätzen – sich selbst inbegriffen. Weil sie das ihnen immer wieder vermittelte Gefühl von Minderwertigkeit akzeptiert und internalisiert haben. Auch das wirkt bis heute nach.

*„Die Kolonisierung führte also dazu, dass Afrikaner*innen im Grunde in der eigenen Heimat verklavt wurden“*

Wo und wie kann man denn bei diesem Problem ansetzen, um es zu beheben?

Wir beim ÖRK arbeiten beispielsweise intensiv daran, die theologische Ausbildung und Ausbildung generell zu dekolonisieren, so dass Minderwertigkeitsgefühle nicht länger entstehen oder sich festsetzen können. An ihre Stelle soll beispielsweise das Bewusstsein treten, dass ein Fehler nur ein Fehler ist, der nichts über den eigenen oder den Wert anderer Menschen aussagt. Also nicht ein angeborener Makel in uns dafür sorgt, dass wir Fehler machen, sondern nur die Tatsache, dass eben alle Menschen das gelegentlich tun. Und der einzige Weg, der dabei wirklich Erfolg verspricht, ist, bereits mit Kindern zu arbeiten. Denn als erwachsenen Menschen fällt es uns deutlich schwerer, Altes zu vergessen, um Neues zu lernen. Diese Herangehensweise, so hoffen wir, wird dafür sorgen, dass sich alle Kinder, egal ob aus Europa, Afrika, Asien oder Lateinamerika, gegenseitig als gleichwertige Menschen betrachten, mit den gleichen Rechten, mit der gleichen Art zu leben und der gleichen Berechtigung und Würde, die wir alle haben, weil wir von Gott geschaffen wurden.

Durch die Missionsunternehmungen vieler europäischer Kirchen sind häufig afrikanische Kirchen und partnerschaftliche Beziehungen entstanden, die bis heute fort dauern. Ergeben sich daraus Probleme in Bezug auf Dekolonisierungsbestrebungen?

„Wirtschaftlich betrachtet hat Afrika einen hohen Preis bezahlt, weil Menschen und Ressourcen ausgebeutet wurden“

Ja. Denn es gibt viele geerbte Traditionen, Wahrnehmungen und Privilegien, manchmal auch Fragmentierungen. Wie geht man also damit um? Der erste Schritt ist ein sicheres Umfeld für einen selbstbewussten, ehrlichen Austausch zu haben. Denn das war nicht immer so. Die europäischen Kirchen sind in der Regel auch heute noch reicher und finanziell stabiler aufgestellt als ihre Gegenstücke im Globalen Süden, die sie bereits seit Jahrzehnten unterstützen. Finanzielle Abhängigkeit sorgt in den

beeinflusst. Und um das wirklich zu erreichen, müssen sich beide Seiten aufeinander zubewegen. Diese sicheren Räume zu kreieren, in denen Finanzierungsfragen außen vor bleiben, ist etwas, an dem wir als ÖRK in den letzten zwei bis drei Jahren intensiv gearbeitet haben. Damit das aber wirklich erfolgreich sein kann, müssen besonders die europäischen Kirchen bereit sein, sich ihrer unbequemen Vergangenheit zu stellen und ihre historische Verantwortung anzuerkennen. Und das heißt auch, dass die Menschen, die diese Kirchen bilden, bereit sein müssen, anzuerkennen, dass in gewisser Hinsicht die Berliner Konferenz von 1884/85 ihnen – auch wenn sie nicht darum gebeten haben – bis heute Vorteile und Privilegien beschert hat. Natürlich ist die Ausbeutung Afrikas nicht die Tat aller Europäer*innen. Es ist die Tat von Wenigen. Aber das Ergebnis ist ein gut entwickeltes Europa, in dem wir heute leben. Dies anzuerkennen, ist Teil eines schwierigen Erkenntnisprozesses, in dem wir begreifen, dass wir

„Dadurch, dass mit der Kolonialzeit alles westlich Geprägtes, wie etwa Bildung, Wirtschaft, Theologie oder sogar das Christentum, von sich behauptete, allem afrikanisch Geprägten überlegen zu sein, führte das dazu, dass die Menschen begannen, alles Afrikanische geringzuschätzen – sich selbst inbegriffen“

meisten Fällen aber für asymmetrische Machtverhältnisse. Das bedeutet, dass Kirchen des Globalen Südens in diesem Konstrukt unter Umständen nicht frei sprechen, weil sie befürchten, dass ihnen andernfalls die finanzielle Unterstützung entzogen wird. Und diese Asymmetrie belastet die ökumenische Bewegung. Wir brauchen also sichere Räume, in denen ein Austausch auf Augenhöhe möglich wird, ohne dass irgendjemand befürchten muss, dass das Gesagte die finanzielle Unterstützung negativ

zwar persönlich nichts falsch gemacht haben, aber dennoch Vorteile und Privilegien genießen, die aus der Ausbeutung der Vergangenheit resultieren.

Das klingt nach einem sehr persönlichen Erkenntnisprozess.

Ja. Und er geht sogar noch weiter. Wir müssen erkennen, dass es auch heute noch eine kleine Gruppe von Profiteur*innen gibt, die sogar noch mehr Privilegien haben. Sie vermehren ihren Wohlstand dadurch, dass sie Menschen in Europa und Afrika gleichermaßen ausbeuten. Und diesen Profiteur*innen ist daran gelegen, weiterhin rassistische Überlegen- und Unterlegenheitsgefühle zwischen europäischen und afrikanischen Menschen zu kreieren und damit eine Trennung aufrechtzuerhalten. So dass ganz gewöhnliche Menschen wie Sie und ich nicht erkennen, dass wir uns vielleicht näher sind, als es uns von der Klasse der Profiteur*innen weisgemacht wird, weil wir beide Opfer der Ausbeutung durch diese Profiteur*innen sind. Aber an diesen Punkt zu kommen, wo beispielsweise eine Person aus Deutschland und eine aus Simbabwe erkennen, dass sie eine*n gemeinsamen Feind*in haben, ist sehr schwierig. Wir arbeiten daher an Plattformen, wo wir uns finden können, damit wir uns gemeinsam gegen die zur Wehr setzen können, die uns ausbeuten.

„Wir brauchen sichere Räume, in denen ein Austausch auf Augenhöhe möglich wird, ohne dass irgendjemand befürchten muss, dass das Gesagte die finanzielle Unterstützung negativ beeinflusst“

„Die zunehmenden rechten politischen Strömungen überall auf der Welt machen uns bewusst, dass das Problem des Klassismus sowie das Problem des Rassismus auch weiterhin die Diskussionen beherrschen werden“



Dr. Masiwa Ragies Gunda koordiniert beim Ökumenischen Rat der Kirchen (ÖRK) das Programm zur Überwindung von Rassismus. Er studierte Religionswissenschaft an der Universität Simbabwe und promovierte im Fach Interkulturelle Angewandte Bibelstudien an der Universität Bayreuth.

Wir müssen also im ersten Schritt die Vergangenheit anerkennen. Im zweiten Schritt müssen wir die Gegenwart neu bewerten und schauen, was gerade passiert. Die zunehmenden rechten politischen Strömungen überall auf der Welt machen uns bewusst, dass das Problem des Klassismus sowie das Problem des Rassismus auch weiterhin die Diskussionen beherrschen werden. Wir müssen also als Kirchen und als Christ*innen die Gegenwart neu bewerten und uns fragen, was unsere Rolle in dem, was passiert, ist. Wie können wir unsere Gesellschaften positiv beeinflussen und ein stetiges politisches Abdriften nach rechts verhindern? Denn das, was damit einhergeht, der Umgang mit Geflüchteten beispielsweise, geht nach Ansicht des ÖRK in vielerlei Hinsicht gegen das, was wir als Christ*innen glauben und wofür Jesus Christus sein Leben gegeben hat. Schließlich im dritten Schritt müssen wir gemeinsam eine Vision für die Zukunft entwickeln, in der wir alle am gleichen Tisch sitzen und die gleichen Stühle und Teller benutzen und aus dem gleichen Topf essen. Und auch das ist nicht einfach. Denn wenn man gewohnt ist, aus einem bestimmten Topf zu essen, und jemand anderes isst aus einer anderen Art von Topf, wie sollen wir da zusammenfinden? Es kommt also darauf an, dass wir zwar unsere gewohnten Mahlzeiten in unseren gewohnten Töpfen zubereiten, aber dass wir diese Mahlzeiten dann am großen Tisch alle miteinander teilen. Wenn uns das gelingt, können wir in gewisser Weise den Leib Christi wiederherstellen und eine Familie werden, die wir sein sollten. Also es gibt viel zu tun, aber es gibt auch viel Begeisterung und Hoffnung, dass wir in unseren Bestrebungen nicht allein sind und diese Zukunft nicht unmöglich ist.



„Wir müssen gemeinsam eine Vision für die Zukunft entwickeln, in der wir alle am gleichen Tisch sitzen und die gleichen Stühle und Teller benutzen und aus dem gleichen Topf essen“

„Berlin 1884–1885 und der Anti-Schwarze Rassismus: Auf der Suche nach einer gemeinsamen antirassistischen ökumenischen Vision“

Zum 140. Jahrestag der Berliner Konferenz von 1884–1885, die die koloniale Aufteilung Afrikas legitimierte, organisierte der ÖRK im Mai 2025 eine internationale Veranstaltung, die sich dem anhaltenden Erbe von Kolonialismus und systemischem Rassismus gewidmet hat. Ziel der Konferenz war es, angesichts wachsender gesellschaftlicher Polarisierung einen ökumenischen und ethischen Orientierungsrahmen für Gerechtigkeit und gelebte Solidarität zu schaffen.

Der Ökumenische Rat der Kirchen ist ein langjähriger Partner der Evangelischen Mission Weltweit. Die EMW unterstützt die Programmarbeit vor allem im Bereich der Kommission für Weltmission und Evangelisation (CWME), fördert aber auch über die Liste des Bedarfs den interreligiösen Dialog, das Ökumenische Begleitprogramm in Palästina und Israel (EAPPI), sowie Programme der Gesundheitsdienste in den Kirchen. Die Dachorganisation der Missions-, Ökumene- und Partnerschaftswerke ist aber auch in vielen Bereichen in konzeptionelle und inhaltliche Debatten involviert.

Der Weg zur Konferenz in Berlin war lang. Schon im Kontext der Vollversammlung des Weltkirchenrats in Karlsruhe 2022 spielten Fragen des kolonialen Erbes der Kirchen in Deutschland und ihre Bedeutung für die Zusammenarbeit mit Kirchen vor allem in Afrika eine besondere Rolle. Im Gespräch mit Vertreter*innen von EKD, Brot für die Welt und EMW entstand die Idee einer internationalen Konferenz, um die politischen und kulturellen Folgen kolonialen Handelns zu diskutieren und gemeinsam nach Wegen zu suchen, wie Rassismus überwunden und eine gleichberechtigte und gerechte Zusammenarbeit der Kirchen weltweit möglich werden kann. Im Zuge der gemeinsamen Vorbereitung der Konferenz wurde deutlich, wie schmerzhaft eine ehrliche Auseinandersetzung mit der Geschichte sein kann. Schnell war klar, dass die Stimme der internationalen Kirchen in Deutschland eine wichtige Rolle spielen muss, wenn es darum geht, Rassismus und Fremdenfeindlichkeit in Kirche und Gesellschaft zu überwinden. Dieser ökumenische Lernprozess muss generationsübergreifend gestaltet werden.

Ein Interview von
Tanja Stünckel

Wir müssen verlernen

Was hat Theologie mit Kolonialgeschichte zu tun? Was bedeutet in diesem Zusammenhang „Delearning“? Und wer sollte sich eigentlich dekolonisieren – der Globale Norden oder auch der Süden? Claudia Janel und Ipyana Mwamugobole über blinde Flecken, koloniale Kontinuitäten, die Hoffnung auf eine gerechtere, vielfältigere Zukunft des Glaubens – und was das alles mit der Dekolonisierung der Theologie zu tun hat.

Dekolonisierung in der Theologie, das hört sich ganz schön trocken an. Was bedeutet das und warum ist das ein spannendes Thema?

Claudia Janel:

Ist es wirklich ein trockenes Thema? Ich behaupte, es ist ein spannendes, aber auch ernstes Thema. In erster Linie geht es natürlich darum, darüber nachzudenken, wie es dazu kommen konnte, dass sich die Kirchen des Globalen Nordens an dem kolonialen Unternehmen beteiligen konnten und was die Theologie dazu beigetragen hat, dieses Unternehmen zu rechtfertigen. Es geht für mich dabei aber nicht um Schuldzuweisungen, es geht eher darum, die eigene Verantwortung wahrzunehmen und die eigene Theologie aufzuarbeiten. Und da können wir im Grunde schon mit der Dekolonisierung biblischer Texte anfangen. Denn auch dort haben wir bereits koloniale Strukturen. Sehr deutlich wird das beispielsweise im Buch Josua, in dem es um die Landnahme Kanaans geht: Nach 40 Jahren in der Wüste hat Gott seinem Volk versprochen, „ich werde euch in ein Land brin-

„Es geht für mich dabei aber nicht um Schuldzuweisungen, es geht eher darum, die eigene Verantwortung wahrzunehmen und die eigene Theologie aufzuarbeiten“

*„Es gibt koloniale Kontinuitäten,
die sich vor allem im Denken,
aber teilweise auch in Strukturen
bis heute fortschreiben“*

gen, in dem Milch und Honig fließen". Zwar kommt in den Texten schon vor, dass bereits verschiedene Menschengruppen dort leben, es spielt aber keine große Rolle. Die Landnahme ist teilweise eine Siedlungslandnahme gewesen – also etwas klassisch Koloniales. Kolonialisieren heißt ja siedeln. Es war aber auch eine kriegerische Auseinandersetzung. Dieses Bild, dass man einfach in ein Land gehen kann, das man besiedeln kann, das haben viele während der Kolonialzeit mehr oder weniger übernommen, wenn sie beispielsweise in Länder Afrikas eingereist sind. Diese Art Denken wurde in der kolonialen Unternehmung theologisch mit-legitimiert. Dass dort Menschen wohnen, die eine eigene Kultur, eine eigene Religion und auch heilige Orte haben, an denen sie ihre Kultur pflegen, das ist oftmals nicht wahrgenommen worden, beziehungsweise diese Menschen sind in ihrer Kultur als weniger wertvoll betrachtet worden. Deswegen ist dieses Thema spannend und ernst.

Ipyana Mwamugobole:

Ich denke, dass die Dekolonisierung der Theologie außerdem ein brisantes Thema ist. Denn es gibt koloniale Kontinuitäten, die sich vor allem im Denken, aber teilweise auch in Strukturen bis heute fortschreiben. Diese Muster müssen wir aufdecken. Denn es sind teilweise sehr tief verwurzelte Annahmen, mit denen wir es bis heute zu tun haben. Beispielsweise glauben manche Theolog*innen aus dem Globalen Norden bis heute, dass ihre theologische Schule alle anderen beeinflusst hat und andere Theologien deshalb weniger relevant oder vielleicht sogar weniger wert sind. Damit einher geht häufig der Wunsch, diese „anderen“ Theologien regional zu begrenzen, damit der Einfluss des Globalen Südens im Globalen Süden und die eigene Bedeutung erhalten bleibt. Es geht bei Dekolonisierung also auch um Deutungshoheit, Selbstbehauptung und Macht- und Bedeutungsverlust – das macht das Thema so brisant.

*„Es geht bei Dekolonisierung also
auch um Deutungshoheit, Selbst-
behauptung und Macht- und
Bedeutungsverlust“*

Und wer genau muss sich dekolonisieren? Und warum?

Claudia Jahnel:

Ich denke, dass es in erster Linie der Norden ist, der sich dekolonisieren muss. In der dekolonialen Theologie geht es um die Narrative und Muster, die kolonial wirksam waren. Auf lange Sicht geht es aber natürlich auch darum, mit Ländern, mit Partner*innen und mit theologischen Fakultäten im Globalen Süden zusammen die Theologie zu dekolonisieren. Aber das geht nicht, ohne dass wir, aus europäischer Perspektive gesprochen, kritisch auf das Eigene schauen.

*„In der dekolonialen Theologie
geht es um die Narrative und
Muster, die kolonial wirksam
waren“*

Ipyana Mwamugobole:

Ich denke, es müssen sich beide Seiten dekolonisieren: Wenn es Theolog*innen oder Institutionen gibt, die glauben, ohne die Zustimmung oder Anerkennung von Theolog*innen oder Institutionen aus dem Globalen Norden nichts tun zu können, sollten sie ihre Denkweise dekolonisieren. Umgekehrt gilt das Gleiche: Wenn es Theolog*innen oder Institutionen aus dem Globalen Norden gibt, die meinen, sie hätten Autorität über Theolog*innen oder Institutionen aus dem Globalen Süden und glauben, dass ohne deren Zustimmung oder Beitrag nichts aus dem Globalen Süden entstehen könne, sollten sie diese Denkweise dekolonisieren.

Inwiefern hat die europäische Missionsgeschichte zur Marginalisierung nicht-westlicher Theologien beigetragen?

Claudia Jahnel:

In den 60er bis 80er Jahren gab es eine Entwicklung, die wir Inkulturation des Evangeliums oder die Entwicklung Kontextueller Theologien nennen. Dabei spielte etwa die Frage der Übersetzung der Bibel eine wichtige Rolle. Wie kann man beispielsweise das Wort Gott in eine Kultur hinein übersetzen, wenn man die Gottesvorstellung einer Kultur miteinbezieht, und wie verändert sich dann auch das Verständnis von Gott. Denn Inkulturation heißt nicht nur, das Evangelium in eine andere Kultur zu übertragen, sondern dabei verändert sich die Bedeutung unter Umständen. Eine Marginalisierung hat insofern stattgefunden, als kontextuelle Theologien oftmals nur als für spezifische Kontexte relevant betrachtet wurden. Die europäische Theologie wurde

„Inkulturation heißt nicht nur, das Evangelium in eine andere Kultur zu übertragen, sondern dabei verändert sich die Bedeutung unter Umständen“

weiterhin als die universalgültige Theologie angesehen, an der sich alles ausrichten muss, weil sich Europa eben immer noch in den meisten theologischen Zusammenhängen als Zentrum versteht.

Ipyana Mwamugobole:

Es ist wichtig zu verstehen, dass in vielen afrikanischen Ländern die eigene Kirchengeschichte die europäische Missionsgeschichte ist. Das Christentum, das die Missionar*innen brachten, hat afrikanische Religionen und zunächst auch viele damit verbundenen kulturellen Elemente verdrängt. Jesus war für die meisten afrikanischen Menschen ein völlig neues Phänomen. Doch Liebe, Frieden, Glaube (an Götter) und „Diakonie“ kamen nicht mit den Missionar*innen nach Afrika; diese Phänomene sind so alt wie der Kontinent selbst. Die westliche Theologie verbreitete sich durch die Lehre und Predigt über Jesus Christus,

Welche Aspekte oder vielleicht sogar blinde Flecken gibt es in der klassischen westlichen Theologie, die aus kolonialen Denkmustern stammen? Und wie bekommt man die aus den Köpfen?

Claudia Jahnel:

Wie bekommt man die aus den Köpfen: Es bedarf einer gewissen Offenheit zu „verlernen“. In der Dekolonialen Theorie nutzen wir meist das englische Wort: „Delearning“. Delearning heißt nicht, alles schlecht zu finden, was wir mal gelernt haben – also beispielsweise die Aufklärung. Aber es geht sehr wohl darum, impe-

„Menschen, die Theologie in oraler Tradition praktizieren, sollten die gleiche Anerkennung erfahren wie Menschen, die in schriftlicher Tradition Theologie praktizieren – dem ist aber nicht so“

rialistische Sichtweisen und auch das Menschenbild zu hinterfragen, das viele Aufklärer*innen trotzdem hatten und das etwa

„Die europäische Theologie wurde weiterhin als die universalgültige Theologie angesehen, an der sich alles ausrichten muss, weil sich Europa eben immer noch in den meisten theologischen Zusammenhängen als Zentrum versteht“

das Licht der Welt. Mit der Kontextualisierung des Christentums und theologischer Diskurse sowie von Liedern und spirituellen Praktiken veränderte sich das eigene Selbstverständnis. Christ*innen im Globalen Süden sind heute nicht nur Christ*innen, weil irgendwann westliche Missionar*innen zu ihnen predigten, sondern weil die Christ*innen in dieser Region Gott auf ihre eigene Weise und durch ihre eigenen Lebenserfahrungen verstanden und ihn auf ihre eigene Weise anbeten. Aber in der Tat ist bis heute international ein gewisses Relevanzgefälle in Bezug auf kontextuelle Theologien zu beobachten.

„Es bedarf einer gewissen Offenheit zu ‚verlernen‘“

die Menschen in unterschiedliche Gruppen unterteilt hat. Eine der wichtigsten Aufgaben für mich in diesem Zusammenhang ist, zu hinterfragen, wo „Othering“ stattfindet, also ein Prozess einer Konstruktion eines „Wir“ und eines „Anderen“, wobei „Wir“ das „Normale“ und die „Anderen“ das „Ungewöhnliche“ darstellt. Das ist ein langer und schwieriger Prozess, bei dem man sich auch immer wieder Dinge sagen lassen muss, die man selbst vielleicht gar nicht als problematisch eingestuft hätte oder die einem noch nicht aufgefallen sind.

Ipyana Mwamugobole:

Ein blinder Fleck, der aus kolonialen Denkmustern stammt und der sich interessanterweise sowohl bei Menschen aus dem Globalen Norden als auch bei Menschen aus dem Globalen Süden finden lässt, sind Überlegenheitskomplexe, die sich beispielsweise in Glaubenssätzen, wie „Meine Bibelauslegung ist

„Eine der wichtigsten Aufgaben für mich in diesem Zusammenhang ist, zu hinterfragen, wo ‚Othering‘ stattfindet, also ein Prozess einer Konstruktion eines ‚Wir‘ und eines ‚Anderen‘, wobei ‚Wir‘ das ‚Normale‘ und die ‚Anderen‘ das ‚Ungewöhnliche‘ darstellt“

endgültig“, „Ich besitze die richtige Auslegung der Bibel“, „Wir sind der Ursprung der interkulturellen Theologie“ und ähnlichem, zeigen können. Ein weiterer Aspekt ist die Art, wie Theologie betrieben wird. In der europäischen Tradition hat das geschriebene Wort eine enorm wichtige Bedeutung. Im afrikanischen Kontext beispielsweise gibt es aber eher eine orale Tradition. Ergo sollten Menschen, die Theologie in oraler Tradition praktizieren, die gleiche Anerkennung erfahren wie Menschen, die in schriftlicher Tradition Theologie praktizieren – dem ist aber nicht so.

Welche Veränderungen oder auch Schwerpunkte sind in der theologischen Ausbildung notwendig, um postkoloniale Perspektiven stärker zu berücksichtigen?

Claudia Jahnel:

Wir müssen die Curricula, also die Lehrpläne, behutsam, aber durchgängig anpassen. Von studentischer Seite gibt es weltweit auch schon viele Bemühungen, die von ähnlichen Bewegungen im Globalen Süden inspiriert sind. Dort gibt es schon seit einigen Jahren die Forderung „Decolonize the Curriculum“, der auch nachgekommen wird. Ein Beispiel, das ich in diesem Zusammenhang sehr interessant finde, ist das einer theologischen Ausbildungsstätte im Pazifik, die im Hinblick auf die Bedrohung durch den Klimawandel das Curriculum überarbeitet hat. Von solchen Herangehensweisen können auch wir in Europa uns inspirieren lassen und gemeinsam von und mit den Menschen aus dem Globalen Süden lernen.

„Wir müssen die Curricula, also die Lehrpläne, behutsam, aber durchgängig anpassen“

Ipyana Mwamugobole:

Wir müssen uns in der theologischen Ausbildung auch den aktuellen Herausforderungen der Welt stellen. Ich denke, dass uns die Wiederentdeckung und Wiederbelebung kultureller Elemente, die von ausländischen Theologien untergraben, verachtet oder vielleicht falsch interpretiert wurden, dabei helfen kann, dass Christentum oder sogar die Theologie in diesem Sinne kontextbezogener zu gestalten. Es besteht ein Bedarf an Curricula, die

auf die Herausforderungen eingehen, mit denen die Menschen, denen sie dienen, konfrontiert sind. Themen wie Frieden, Armutsbekämpfung, Grüne Theologie usw. sollten in die Curricula aufgenommen werden.

„Es besteht ein Bedarf an Curricula, die auf die Herausforderungen eingehen, mit denen die Menschen, denen sie dienen, konfrontiert sind“

Birgt nicht Kontextualisierung auch eine Gefahr? Überspitzt formuliert: Wenn alles kontextuell ist, wie wollen wir dann noch miteinander sprechen?

Claudia Jahnel:

Es kommt immer auf die Übersetzung an. Es gibt beispielsweise gerade verschiedene Bemühungen, Begriffe, die in verschiedenen Kulturen wichtig waren und in Vergessenheit geraten sind oder im globalen Austausch keine Rolle spielen, wieder hervorzuholen und zu schauen, was für eine Weltwahrnehmung dahintersteckt, um sie dann mit Menschen aus anderen Kontexten ins Gespräch zu bringen. Und solche Übersetzungen und solche Kommunikationsleistungen sind zentral und wichtig.

Ipyana Mwamugobole:

Unterschiede behindern Diskussionen nicht. Wir müssen uns nicht ähneln, um eine Verbindung zu haben oder zusammenzuarbeiten. Wir müssen nicht gleich denken, um konstruktive theologische Diskussionen zu führen. Du kannst deine Glaubenserfahrung teilen und ich meine, ohne dass du meine Erfahrung kopieren musst oder ich deine. Wir können gemeinsam lernen,

„Unterschiede behindern Diskussionen nicht“



Prof. Dr. Claudia Jahnel ist eine deutsche Theologin und Professorin für Interkulturelle Theologie und Religionswissenschaft an der Universität Hamburg.



Pfarrer Dr. Ipyana Mwamugobole ist ein tansanischer Theologe und Referent für Theologie & Ökumene und für Theologische Ausbildung in der EMW-Geschäftsstelle.



Mehr dazu im Podcast „Zeit für Mission“: Claudia Jahnel spricht über blinde Flecken, koloniale Kontinuitäten und die Vision einer dekolonialen Theologie

<https://zeit-fuer-mission.podigee.io/53-dekolonisierung-beginnt-im-kopf-claudia-jahnel>

wie großartig Gott ist, dass er zu unterschiedlichen Menschen in unterschiedlichen Situationen, zu unterschiedlichen Zeiten und in unterschiedlichen Kontexten sprechen kann.

Wie sollte aus Ihrer Sicht die Theologie idealerweise aussehen, wenn sie sich konsequent dekolonisiert hat? Oder anders, was wünschen Sie sich für die Zukunft der Theologie?

„Eine dekoloniale Theologie könnte so aussehen, dass wir Stimmen, die ungehört bleiben oder unsichtbar gemacht werden, noch stärker in alle Bereiche der Theologie mithineinnehmen“

Claudia Jahnel:

Eine dekoloniale Theologie könnte so aussehen, dass wir Stimmen, die ungehört bleiben oder unsichtbar gemacht werden, noch stärker in alle Bereiche der Theologie mithineinnehmen. Also wenn dann so etwas wie die Befreiungstheologie in den 80er/90er Jahren aus der Interkulturellen Theologie in andere Bereiche überschwappt, dann ist schon viel gewonnen.

„Mögen sie zusammenkommen und über Glauben und andere damit verbundene Themen diskutieren, im Bewusstsein, dass niemand alles, aber auch dass niemand nichts weiß“

Ipyana Mwamugobole:

Ich wünsche mir, dass Theolog*innen und Nicht-Theolog*innen verstehen, dass alle Menschen von Gott geschaffen wurden und dass Gott auch heute noch wirkt, nicht nach Ethnie oder Region, sondern dass er sich in allen Menschen offenbart. Mögen alle Theolog*innen und Christ*innen zusammenkommen und den Reichtum teilen, den sie durch ihre Glaubenserfahrungen erlangt haben. Mögen sie zusammenkommen und über Glauben und andere damit verbundene Themen diskutieren, im Bewusstsein, dass niemand alles, aber auch dass niemand nichts weiß. Wir brauchen einander.

Von

Reggie Nel

Wieder ein MOMENT der WAHRHEIT

Theologie war schon immer ein starkes Werkzeug, um politische Machtstrukturen, Finanzsysteme oder sogar nationale Interessen zu rechtfertigen. Die Imperiums-Theologie beschreibt einerseits diese Praxis, aber sie kann auch genutzt werden, um genau solche religiös legitimierten Macht- und Ausbeutungsverhältnisse aufzudecken, zu hinterfragen und zu dekonstruieren – nicht nur historisch. **Reggie Nel** formuliert in diesem Beitrag eine postkoloniale theologische Analyse heutiger Imperiums-Theologie auf der Folie des 1985 entstandenen Kairos-Dokuments, das seiner Ansicht nach „auch 40 Jahre nach seiner Entstehung in den staubigen Straßen von Soweto, Südafrika, nichts von seiner Aktualität verloren hat und prophetisch zu der neuen Zeit und dem neuen Kontext spricht“.

Ich möchte eine postkoloniale theologische Analyse der heutigen Empire-Theologie durch Erinnerung an die Erzählung des Kairos-Dokuments formulieren. Dieses Dokument hat auch 40 Jahre nach seiner Entstehung in den staubigen Straßen von Soweto, Südafrika, nichts von seiner Aktualität verloren. In einer Zeit, in der weltweit eine alarmierende Konvergenz des Terrors auf verletzte Gemeinschaften losgelassen wird, ob es sich nun um ein Küstendorf mit Familien handelt, die von der Fischerei leben und mit den schrecklichen Folgen des Klimawandels konfrontiert sind, oder um einen schwulen Imam, der seine LGBTQIA+-Gemeinde bejaht und sie traut, und der bei einer Hinrichtung erschossen wird, oder um Migrantenfamilien, die vor Krieg und Zerstörung fliehen – diese Zeichen der Zeit müssen wieder wahrgenommen werden. Bei dem Versuch, die Punkte zu verbinden, spricht die Kairos-Tradition immer noch prophetisch zu der neuen Zeit und dem neuen Kontext.

„Durch die Unterscheidung und Benennung von Staatstheologie, Kirchentheologie und Prophetischer Theologie gab diese theologische Bewegung dem süd-afrikanischen Kirchenkampf, aber auch der weltweiten Kirche eine neue Sprache und neue Analyseinstrumente an die Hand“

Als wichtige südafrikanische Glaubensführer*innen im September 1985 das Kairos*-Dokument (*Kairos: von Gott bestimmter Moment) veröffentlichten und unterzeichneten, erkannten sie einen Moment der Wahrheit für die Kirche. Durch die Unterscheidung und Benennung von Staatstheologie, Kirchentheologie und Prophetischer Theologie gab diese theologische Bewegung dem südafrikanischen Kirchenkampf, aber auch der weltweiten Kirche eine neue Sprache und neue Analyseinstrumente an die Hand. Es war eine radikale Analyse und Herausforderung für die Kirche. Die Entstehung dieses Dokuments war keine Kurzschlussreaktion – es hatte eine gewisse Reifezeit. Trotz der Vorhersagen seiner Kritiker*innen, dass es nicht lange in Erinnerung bleiben würde, fand es Resonanz und löste andere Kämpfe aus.

Die theologische Kairos-Bewegung stand in der langen Tradition des religiös-christlichen Kampfes gegen Ideologie, unter anderem mit Impulsen aus der südafrikanischen Black Theology. Aber es gibt noch mehr. Dort, wo Ideologie in all ihren unterdrückerischen Erscheinungsformen ein quasi-religiöses Gewand annimmt, wird sie oft durch eine natürliche Theologie verteidigt oder mit ihr verflochten. Diese natürliche Theologie behauptet, dass es verschiedene Quellen für die göttliche Offenbarung außerhalb von Jesus Christus geben könnte. Wir können auf Ausdrucksformen dieser Irrlehre in unseren eigenen Kirchengeschichten in Südafrika und Deutschland hinweisen. In diesen Geschichten gibt es aber auch das Erbe kirchlicher (theologischer) Kämpfe und als integraler Bestandteil davon eine Reihe von Bekenntnisbewegungen, die mit einem Ferment der Hoffnung widerstanden.

In dieser Tradition hat die Kairos-Bewegung die Zeit der Apartheid in Südafrika erkannt und die Kirche herausgefordert. Sie wurde kritisiert und in einigen Kreisen als nicht konform mit allen Standards eines Bekenntnisses abgetan. Man muss sich jedoch vor Augen halten, dass die Verfasser*innen nie die Absicht hatten, ein umfassendes theologisches Traktat zu verfassen – es wurde als „theologischer Kommentar“ formuliert. Dieses Dokument und die Bewegung verbreiteten sich über die Kontinente hinweg. Als sich die Kairos-Theolog*innen 2015 in Johannesburg, Südafrika, versammelten, um den 30. Jahrestag zu begehen, wurden Geschichten darüber ausgetauscht und gefeiert, wie das Dokument nachgehallt hat und zu Kämpfen um Gerechtigkeit inspirierte. Aber vor allem wurde ein neuer Moment der Wahrheit erkannt.

Es ist immer riskant, einen Moment der Wahrheit zu benennen – dieser Akt kann als spaltend empfunden werden. Er wird angefochten werden. Das Kairos-Dokument macht jedoch deutlich, dass eine prophetische Theologie zu „den besonderen Umständen einer bestimmten Zeit und eines bestimmten Ortes“ sprechen muss. Dazu gehört ein „Lesen der Zeichen der Zeit“ – ein Prozess der Unterscheidung. Kairos-Theolog*innen identifizierten 2015 „verschiedene Orte des Schmerzes und des Kampfes, die in einem globalen Kairos vereint sind, einer gemeinsamen Suche nach Gerechtigkeit...“ (Kairos Southern Africa 2015) und nannten dann den Kampf gegen „die Geißel des globalen Imperiums unserer Zeit...“ (ebd.). Sie wagten es, das Imperium als „eine allumfassende globale Realität zu erklären, die danach strebt,

alle Formen von Macht zu konsolidieren, während sie sowohl die Schöpfung als auch die Menschheit ausbeutet.“ Für sie wird es „durch Waffen und Militärbasen (Hardware) zusammen mit Ideologien und Theologien (Software) aufrechterhalten“. Kirchen und Theolog*innen seien daran mitschuldig und angesichts des neuen Moments der Wahrheit sei es notwendig, sich gegen die imperiale Theologie oder „Theologien der Herrschaft im Dienste des Imperiums“ zu wehren.

„Dort, wo Ideologie in all ihren unterdrückerischen Erscheinungsformen ein quasi-religiöses Gewand annimmt, wird sie oft durch eine natürliche Theologie verteidigt oder mit ihr verflochten“

„Es ist immer riskant, einen Moment der Wahrheit zu benennen – dieser Akt kann als spaltend empfunden werden“

Die Bezugnahme auf das „Imperium“ entspricht der Verwendung dieses Begriffs in der Erklärung von Accra, in der die Mitglieder zum Widerstand aus dem Glauben heraus aufgerufen wurden. Die Weltgemeinschaft Reformierter Kirchen (WGRK) verfasste diese Erklärung 2004, in der vor allem wirtschaftliche und ökologische Gerechtigkeit im Vordergrund standen und insbesondere das Imperium als Objektiv zur Analyse der Schreie der Menschen und der Erde diente. Im Anschluss an ihre Generalversammlung veranstaltete die WGRK 2006 eine Konsultation zum Thema Global Empire. Diese Verwendung ist nicht nur metaphorisch. Sie benennt die Fürstentümer und Mächte, die in der Welt am Werk sind, und wie in einem integrierten System ein bestimmtes Beziehungsmuster, beherrschende Nationen und Konzerne die Erde kontrollieren und ausbeuten. Das Imperium manifestierte sich zu dieser Zeit – und es geschieht auch heute.

„Das Imperium übt seine Macht aus, um über Menschen zu herrschen. Jede Theologie, die diese Ideologie unterstützt, und die zu einer Ideologie wird, die diesen Abstieg in den Nationalismus unterstützt, muss als Irrlehre bezeichnet werden“

Als Beispiel möchte ich heute auf das verweisen, was derzeit unter der Trump-Regierung in den USA geschieht. Es handelt sich, meiner Einschätzung nach, um eine neue Phase der Konsolidierung des US-Imperiums, die ein deutlich forscheres Gesicht hat. Die Regierung nutzt hierbei ihre wirtschaftliche, politische und

militärische Macht, um etwas zu gestalten, das man, meiner Ansicht nach, ein globales US-Imperium nennen kann.

Das hat weitreichende Folgen: Es hat Auswirkungen auf die Schöpfung. Die Entscheidung, aus dem Pariser Klimaabkommen auszusteigen, verdeutlicht dies. Sie wird sich direkt auf alle Bemühungen auswirken, die drohende Gefahr des Klimawandels einzudämmen. Diese und andere Entscheidungen haben auch Auswirkungen auf die Beziehungen der Menschen untereinander und auf den sozialen Zusammenhalt zwischen verschiedenen Minderheiten. Zumindest aus südafrikanischer Sicht hat es den Anschein, dass die Identitätspolitik jetzt wieder stärker in den Vordergrund rückt und die Fortschritte bei der Heilung und Wiederherstellung der Beziehungen zwischen den ethnischen Gruppen sabotiert.

Auch wenn sie umstritten sind, möchte ich weitere Beispiele nennen, in denen sich die Macht dieses Imperiums aus meiner Sicht manifestiert. Die Rolle, die die USA im israelisch-palästinensischen Konflikt derzeit einnehmen, lässt sich auch auf der Folie dessen betrachten, für das die Kairos-Theolog*innen 2015 den Begriff „Imperiale Theologie“ geprägt haben. Die Kairos-Bewegung in 2015 adressierte Kriegsverbrechen und Menschenrechtsverletzungen, die im gleichen Jahr von israelischen Streitkräften in Palästina verübt wurden und stellte eine Verbindung zwischen einer bestimmten Ideologie und den verübten Gräueltaten gegen die palästinensische Bevölkerung her. Diese Lesart lässt sich, meiner Ansicht nach, auch bei dem anwenden, was seit über zwei Jahren im Gazastreifen geschieht. Man könnte also in diesem Zusammenhang die Kairos-Theolog*innen 2015 in gewisser Weise als prophetisch bezeichnen. Imperiale Theologie ist für sie die Software, die die biblische Rechtfertigung für das, was sich abspielt, liefert. Die imperiale Theologie werde unter einem biblischen Deckmantel propagiert. Die Kairos-Theolog*innen argumentieren, dass dies entlarvt und als das bezeichnet werden solle, was es sei: eine Irrlehre, bei der wiederum eine bestimmte natürliche Theologie, die auf einer ethnischen Grundlage beruhe, als Quelle der Offenbarung diene. Dies sei eine Möglichkeit, ein Ausdruck dafür, wie sich die Theologie des Imperiums heute manifestiere.

*„Es ist ein Moment der Wahrheit,
und wir müssen ihn prophetisch
ausrufen“*

Aber auch innerhalb der USA treten, gemäß dieser Deutung, Manifestationen der Imperiumstheologie auf. Dies trifft, meiner Ansicht nach, insbesondere auf die Executive Orders, also die präsidentialen Dekrete zu, die Anordnungen des Präsidenten für die Mitarbeiter*innen der Exekutive sind. Diese Anordnungen wirken sich auf die Gesundheit gefährdeter Gemeinschaften aus, beispielsweise auf Gemeinschaften von LGBTQIA+- und Trans-Personen. Das Imperium übt seine Macht aus, um über Menschen zu herrschen. Jede Theologie, die diese Ideologie unterstützt, und die zu einer Ideologie wird, die diesen Abstieg in den Nationalismus unterstützt, muss als Irrlehre bezeichnet werden. Ich habe nur wenige Beispiele genannt, aber es genügt zu sagen, dass die Tradition des Kairos-Dokuments uns auch heute dazu aufruft, die Dinge beim Namen zu nennen, und damit das Risiko einzugehen, einen Moment der Wahrheit zu erkennen. Es ruft die Kirche zum Handeln auf.

Was wäre also die Art von Aktion, die in diesem Moment erforderlich ist? Die christliche Kirche und die prophetische Theologie, wie in der Tradition der Bekennenden Theologie von Barmen, Belhar und wie in diesem Beitrag vorgeschlagen, ist meiner Meinung nach, aufgerufen, sich in Solidarität an die Seite, derer zu stellen, die unter diesem neuen Imperium beherrscht und unterdrückt werden. Die Ideologie, die diese neuen Marginalisierten ausbeutet, muss herausgefordert werden. Die Erklärung der Kairos-Bewegung aus dem Jahr 2015 formuliert diese Haltung so:

„Wir beschließen zu handeln und zu beten, inspiriert von der gefährlichen Erinnerung an Jesus Christus, Gott hat sich auf die Seite der leidenden und armen Gemeinschaften gestellt, um alles in unserer Macht Stehende zu tun, damit die globale und lokale Kirche zur Mission Jesu zurückkehrt, um das Reich Gottes zu verwirklichen und sich für eine neue Art der Beziehung zur Menschheit und zur Erde zu öffnen...“ (Kairos Southern Africa 2015)

Es ist ein Moment der Wahrheit, und wir müssen ihn prophetisch ausrufen.



Prof. Dr. Reggie Nel ist Dekan der Theologischen Fakultät an der Universität Stellenbosch in Südafrika und Professor für Praktische Theologie und Missiologie. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in der Missionstheologie, Postkolonialen Theorien, Missionalen Ekklesiologie sowie in der Arbeit mit Jugend- und Studierendenbewegungen.

Ein Interview mit der
Koordinationsstelle

Solidarität beginnt mit Zuhören

Westpapua bleibt weitgehend aus dem Blick der Weltöffentlichkeit – dabei prägen Rassismus, kulturelle Ausgrenzung und Gewalt seit Jahrzehnten das Leben vieler Menschen vor Ort. Das Westpapua-Netzwerk bringt ihre Stimmen nach

Deutschland und schafft Räume für Dialog, Aufklärung und Unterstützung. Über Grenzen hinweg wächst eine internationale Solidarität, die nicht bevormunden will, sondern auf Augenhöhe zuhört, vernetzt und sichtbar macht, was anderswo zum Schweigen gebracht wird.

Im Westpapua-Netzwerk haben sich kirchliche und nicht-kirchliche Organisationen und Einzelpersonen zusammengeschlossen. Was verbindet euch und wofür steht ihr ein?

Wir wollen die Stimmen derjenigen stärken, die oft nicht gehört werden. Denn das ist ein zentrales Problem, dass Westpapua systematisch abgeschottet und die Stimmen der Menschen unterdrückt werden. Deshalb wollen wir ihren Stimmen hier in Deutschland Gehör verschaffen. Das tun wir durch unsere Informations- und Öffentlichkeitsarbeit, durch verschiedene Publikationen, unseren Newsletter und über unsere Website. Wir wollen aber auch den Menschen, deren Stimmen in der Region aktiv unterdrückt werden, einen sicheren Rahmen geben, um selbst ihre Stimme zu erheben und über die Situation in Westpapua zu sprechen. Das tun wir, indem wir immer wieder Papua nach Deutschland einladen. Das heißt, nicht nur wir als Westpapua-Netzwerk, nicht nur die Koordinationsstelle spricht, sondern uns ist es immer wichtig, dass Menschen aus Westpapua nach Deutschland kommen und selbst in Veranstaltungen oder in Gesprächen mit Politik und Zivilgesellschaft über ihre Situation berichten können.

„Für die Menschen in Westpapua hat Kirche eine unglaublich große Bedeutung. Sie ist oft die einzige Stimme, die überhaupt noch gehört wird – eine Stimme, die nicht unterdrückt und noch zugelassen wird“

„Gerade durch die langjährigen kirchlichen Verbindungen zwischen Westpapua und Deutschland ist über die Jahre ein Netzwerk gewachsen, das den Papua das Gefühl gibt: Ihr seid nicht allein. Ihr werdet gesehen und gehört“

Welche Rolle spielt Kirche in eurer Arbeit?

Für die Menschen in Westpapua hat Kirche eine unglaublich große Bedeutung. Sie ist oft die einzige Stimme, die überhaupt noch gehört wird – eine Stimme, die nicht unterdrückt und noch zugelassen wird. In einem Umfeld, in dem Repression und Abschottung seit Jahrzehnten an der Tagesordnung sind, bietet die Kirche den Menschen Halt, Hoffnung und ein Gefühl von Solidarität.

Gerade durch die langjährigen kirchlichen Verbindungen zwischen Westpapua und Deutschland ist über die Jahre ein Netzwerk gewachsen, das den Papua das Gefühl gibt: Ihr seid nicht allein. Ihr werdet gesehen und gehört. Diese Form der internationalen Solidarität – auch getragen durch Kirchen – ist für viele Menschen in Westpapua existenziell wichtig.

Ein kurzer Blick in die Geschichte: Warum gehört Westpapua, also die westliche Hälfte der Insel Neuguinea zu Indonesien, während die östliche Hälfte der unabhängige Staat Papua-Neuguinea ist? Und was hat das mit der heutigen Situation der Menschen in Westpapua zu tun?

Nach dem Ende der niederländischen Kolonialzeit strebte Westpapua ursprünglich die eigene Unabhängigkeit an. Doch Indonesien, das selbst 1945 seine Unabhängigkeit erklärte, hatte und hat starke geo- und wirtschaftspolitische Interessen an Westpapua. Die Region ist reich an Ressourcen und strategisch von großer Bedeutung – als Zugang zum Pazifik und zur Region Ozeanien.

1962 wurde - unter Beteiligung der Vereinten Nationen (UN) – das New Yorker Abkommen zwischen den Niederlanden und Indonesien unterzeichnet. Nach einer Übergangsverwaltung durch die UN (1962-1963) übernahm Indonesien die Verwaltung in Westpapua. Ein Referendum sollte den Papua jedoch die Möglichkeit geben, zu entscheiden, ob sie Teil von Indonesien bleiben oder ein unabhängiger Staat werden wollen. Dieses Referendum fand 1969 unter dem Namen „Act of Free Choice“ statt. In der Praxis jedoch wurden lediglich 1.025 handverlesene Wahlmänner unter massivem Druck zur Abstimmung gebracht – das Ergebnis war die weitere Zugehörigkeit zum indonesischen Staatsgebiet. Bis heute wird diese Abstimmung vielfach als „Act of No Choice“ kritisiert. Seitdem gibt es immer wieder Widerstand, Proteste und auch bewaffnete Auseinandersetzungen zwischen indonesischen Sicherheitskräften und den Freiheits- und Unabhängigkeitskämpfer*innen der TPNPB-OPM (die Nationale Befreiungsarmee für Westpapua und die Organisation für die Freiheit in Westpapua). Dabei ist jedoch wichtig zu betonen: Es geht den Papua nicht ausschließlich nur um Unabhängigkeit. Sie fordern vor allem Würde, Gerechtigkeit, Anerkennung und die Förderung und den Schutz ihrer Menschenrechte – das ist viel breiter als nur eine politische Statusfrage.

Und genau das ist der Punkt, den Indonesien auf internationaler Bühne oft einseitig darstellt: Es reduziert die Situation auf Separatismus und Gewalt, um das eigene militärische Vorgehen in Westpapua zu rechtfertigen. Das greift aber viel zu kurz. Denn über all die mehr als 60 Jahre, in denen Westpapua nun zu Indonesien gehört, haben sich Konfliktlinien und Interessenlagen weiterentwickelt – gesellschaftlich, wirtschaftlich und politisch. Die Realität vor Ort ist wesentlich komplexer als das Bild, das Indonesien nach außen vermittelt.

Und genau da setzt ihr mit eurer Arbeit an. Welche Themen zu Westpapua bringt ihr in Deutschland ins Gespräch?

In Westpapua geht es bei weitem nicht nur um die Frage nach politischer Unabhängigkeit – es geht um Identität, um Würde und um Gleichberechtigung. Wichtige Themen sind das Recht auf Bildung, Gesundheitsversorgung und politische Teilhabe. Auch die Frage des nachhaltigen Umgangs mit Ressourcen spielt eine wichtige Rolle. Westpapua beheimatet den drittgrößten noch zusammenhängenden Regenwald der Welt – nach dem Amazonasbecken und dem Kongobecken. Was mit diesem Regenwald geschieht, hat direkte Auswirkungen auf den globalen Klimawandel – und damit auch für uns. Ein weiteres zentrales Thema ist der alltägliche und strukturelle Rassismus, den die Papua in Indonesien erleben. Sie werden im eigenen Land, in ihrer eigenen Region, nicht als gleichwertig anerkannt. Viele Papua fühlen sich kulturell und historisch dem melanesischen Raum zugehörig – sie haben eine andere Hautfarbe, eine andere Haarstruktur, eine andere kulturelle Geschichte als andere Indonesier*innen. Doch im indonesischen Staatsverband werden sie mit einer mehrheitlich südostasiatisch geprägten Kultur konfrontiert – was für viele auch den Verlust der eigenen Traditionen und kulturellen Identität bedeutet.

Die Realität ist oft geprägt von Abwertung und Diskriminierung. Es gibt Fälle, in denen Papua als „Affen“, „Schweine“ oder einfach als „Tiere“ bezeichnet werden. Ihnen wird häufig die Fähigkeit zu Wissen, Bildung oder politischem Denken abgesprochen. Das ist zutiefst entmenschlichend – und zeigt, wie tief der Rassismus verankert ist. Diese Form der strukturellen Herabwürdigung ist eines der zentralen Probleme in Westpapua – und lässt sich nicht allein durch Debatten über staatliche Unabhängigkeit lösen.

Was die Menschen in Westpapua fordern, ist vor allem: Anerkennung, Respekt, gleiche Rechte und Frieden. Es geht um den Schutz von Menschenrechten und um einen würdevollen Umgang – unabhängig davon, in welchem Staatsverband sie leben. Doch genau das wird nach außen hin oft verzerrt dargestellt. Indonesien stellt die Situation häufig so dar, als gehe es ausschließlich um gewaltsamen Separatismus, und legitimiert damit militärisches Eingreifen.

Diese Darstellung ist aber einseitig und irreführend. Viele der Probleme in Westpapua sind hausgemacht, sie entstehen durch systematische Ausgrenzung der Papua, Unterdrückung und Missachtung ihrer Grundrechte – und die Verantwortung dafür liegt in erster Linie beim indonesischen Staat. Doch anstatt sich dieser Verantwortung zu stellen, wird die Gewalt häufig den sogenannten „Separatist*innen“ zugeschrieben – denen pauschal der Stempel des Aggressors aufgedrückt wird. Das ist eine bewusste Umkehrung von Ursache und Wirkung – und verkennt die tieferliegenden sozialen und kulturellen Konflikte in der Region.

Wie schafft ihr es, trotz Abschottung mit den Menschen in Westpapua in Kontakt zu bleiben?

Tatsächlich hat die Corona-Pandemie die mediale und digitale Entwicklung auch in Westpapua beschleunigt. Inzwischen besitzt fast jede*r in Westpapua ein Smartphone, ganz gleich ob in der Stadt oder in abgelegenen Regionen. Damit können die Menschen selbstständig Videos oder Fotos aufnehmen und diese – wenn auch manchmal mit Verzögerung – in die Welt hinaus senden.

„In Westpapua geht es bei weitem nicht nur um die Frage nach politischer Unabhängigkeit – es geht um Identität, um Würde und um Gleichberechtigung“

„Was die Menschen in Westpapua fordern, ist vor allem: Anerkennung, Respekt, gleiche Rechte und Frieden“

Das ist ein enormer Schritt, denn es bedeutet: Die Papua übernehmen selbst die Rolle der Berichterstattung. Auch wenn Journalist*innen von außen häufig keinen Zugang bekommen, sind es die Menschen vor Ort, die nun selbst Informationen dokumentieren und teilen. Das stärkt nicht nur ihre Sichtbarkeit, sondern auch ihr Selbstbewusstsein – und es ist ein wichtiges Mittel gegen mediale Isolation.

Gerade während der Pandemie wurde dieser Trend noch einmal deutlich sichtbar. Digitale Austauschformate haben dazu beigetragen, dass der Kontakt zu Papua intensiver und kontinuierlicher wurde, obwohl das Reisen lange Zeit nicht möglich war. Über Videoanrufe, Webinare und Online-Plattformen konnten sich Akteur*innen über Kontinente hinweg vernetzen – von Europa über Asien bis nach Ozeanien. Das hat der internationalen Solidaritätsarbeit tatsächlich einen neuen Schwung gegeben.

„Westpapua ist mehr als nur ein Ort des Konflikts und des Kampfes. Es ist auch ein Ort der Widerstandsfähigkeit, der Schönheit und der Kreativität - und ein Ort voll mutiger Menschen, die Hoffnung haben“

Eines eurer Leitprinzipien ist partnerschaftliche Zusammenarbeit auf Augenhöhe. Wie gelingt euch das?

Wenn wir über Westpapua berichten, ist uns eines ganz besonders wichtig: Wir wollen die Menschen dort nicht ausschließlich in einer Opferrolle zeigen. Natürlich gibt es schwerwiegende Menschenrechtsverletzungen, natürlich gibt es Leid – und das darf auch nicht verschwiegen werden. Aber es greift zu kurz, wenn man die Region nur über diese Perspektive darstellt. Genau davon haben wir uns im Westpapua-Netzwerk in den letzten Jahren bewusst distanziert. Westpapua ist mehr als nur ein Ort des Konflikts und des Kampfes. Es ist auch ein Ort der Widerstandsfähigkeit, der Schönheit und der Kreativität – und ein Ort voll mutiger Menschen, die Hoffnung haben.

Unser Ziel ist es, die Situation in Westpapua in einen größeren politischen und globalen Kontext einzubetten. Denn die Entwicklungen dort sind nicht losgelöst zu verstehen – sie hängen mit geopolitischen, wirtschaftlichen und historischen Dynamiken zusammen, die weit über Indonesien hinausreichen. Dieses Hintergrundverständnis zu fördern, ist uns in der Öffentlichkeitsarbeit besonders wichtig.

Gleichzeitig setzen wir stark auf partizipative Formate und Dialog mit den Papua selbst. Wenn wir z. B. unser Westpapua Journal planen, fragen wir aktiv bei unseren Partner*innen vor Ort nach: Was ist euch wichtig? Welche Themen sollen gehört werden? Wir sehen uns nicht als Sprecher*innenstelle für Papua, sondern als Netzwerk mit Papua.

Ein schönes Beispiel dafür war eine der letzten Ausgaben unseres Westpapua Journals, in der wir symbolische Briefe an den neuen Präsidenten Prabowo gesammelt und veröffentlicht haben. Diese Idee entstand nach einer unserer vorherigen Journalausgaben über die damals noch anstehenden Wahlen in Indonesien im Februar 2024. Nach der Wahl wollten wir wissen: Wie erleben die Papua diese Entscheidung? Was möchten sie mitteilen?

„Wir bieten einen geschützten Raum, in dem Stimmen aus Westpapua gehört werden können. Aber dafür brauchen wir auch ihr Vertrauen, ihre Perspektiven, ihren Input“

Was sind ihre Hoffnungen und Ängste? Wir haben einfach einen offenen Aufruf gestartet – und genau so, ohne Zensur, haben wir die eingereichten Briefe auch veröffentlicht.

Für uns ist das ein Zeichen von partnerschaftlicher Zusammenarbeit auf Augenhöhe. Wir lernen als Netzwerk ständig dazu – gerade durch den Austausch mit den Menschen in Westpapua. Und wir sind uns bewusst: Unsere Arbeit lebt von diesem gegenseitigen Geben und Nehmen. Wir bieten einen geschützten Raum, in dem Stimmen aus Westpapua gehört werden können. Aber dafür brauchen wir auch ihr Vertrauen, ihre Perspektiven, ihren Input.

Diese Augenhöhe aktiv zu gestalten, ist ein fortlaufender Prozess, der auch Selbstkritik und Reflexion erfordert: Wie können wir wirklich zuhören? Wie vermeiden wir es, von außen zu überformen? Dazu gehört auch, dass wir auf die klassische Opferperspektive verzichten. Denn ja, es ist ein Dilemma: Dramatische Bilder erzeugen Aufmerksamkeit. Aber wir glauben, dass echte Solidarität mehr ist als das – sie braucht Respekt, Tiefe und Vielfalt in der Darstellung.

Das Westpapua-Netzwerk

Das Westpapua-Netzwerk setzt sich seit den 1990er Jahren für mehr zivilgesellschaftliche und politische Aufmerksamkeit in Deutschland für die Situation in Westpapua ein. Im Mittelpunkt stehen dabei politische, soziale, ökologische und kulturelle Entwicklungen in der Region. Das Netzwerk trägt die Stimmen der Papua durch Bildungs-, Öffentlichkeits- und Advocacyarbeit nach Deutschland, ohne dabei eine eigene Position zum politischen Status oder zur Frage der Unabhängigkeit Westpapas einzunehmen.

Dem Netzwerk gehören Menschenrechts-, Umwelt- und Solidaritätsgruppen an, ebenso wie Partnerschaftsinitiativen, kirchliche Gemeinden und Organisationen aus der evangelischen und katholischen Kirche. Auch Journalist*innen, Wissenschaftler*innen und weitere engagierte Einzelpersonen sind aktiv. Sie alle setzen sich auf unterschiedliche Weise für Frieden und den Schutz der Menschenrechte in Westpapua ein.

Die Koordinationsstelle mit ihrem Büro bei der Vereinten Evangelischen Mission in Wuppertal ist die zentrale Schnittstelle des Netzwerks. Dort laufen aktuelle Informationen aus Westpapua zusammen, es werden Bildungs- und Informationsformate koordiniert und die internationale Vernetzung unterstützt.

<https://westpauanetz.de>



Verrat an den Schwachen

Die Pazifischen Inselstaaten kämpfen seit Jahren an vorderster Front der Klimakrise – und für Gerechtigkeit. Doch auf der COP29 in Baku wurden ihre Forderungen erneut überhört. Während die Klimaverhandlungen der Staaten sich im Kreis drehen, tragen die verletzlichsten Gemeinschaften die schwerste Last. Die Schere zwischen globalen Versprechen und der harten Realität vor Ort klafft weiter auseinander.

„Kirchliche Organisationen engagieren sich seit Jahrzehnten in den Klimaverhandlungen und fordern Klimagerechtigkeit für die Menschen, Gemeinschaften und Länder, die am stärksten von den Auswirkungen des Klimawandels betroffen sind“

Seit bald 30 Jahren kommt die Weltgemeinschaft auf den Klimakonferenzen der Vereinten Nationen zusammen. Trotzdem sind die Treibhausgase seitdem deutlich gestiegen, 2024 war ein neues Rekordjahr. Und so ging es in Baku, Aserbaidschan, wo eigentlich die Formulierung eines gemeinsame Finanzierungsziels zur Unterstützung von ärmeren Ländern im Kampf gegen die Klimakrise im Mittelpunkt stand, auch wieder um die Frage, wie CO₂-Emissionen gesenkt werden können und der Ausstieg aus den Fossilien gelingt.

Aserbaidschans Präsident Aliyev machte direkt zum Start der Klimakonferenz deutlich, dass das Gastgeberland kaum Interesse an einem Fossil-Ausstieg und einer echten Energietransformation hat und bezeichnete Öl und Gas als „wertvolle Geschenke Gottes“.

„Jede natürliche Ressource, sei es Öl, Gas, Wind, Sonne, Gold, Silber, Kupfer, all das sind natürliche Ressourcen. Man sollte den Ländern nicht vorwerfen, dass sie sie haben, und man sollte ihnen nicht vorwerfen, dass sie diese Ressourcen auf den Markt bringen“, so der Staatschef direkt zu Beginn der zweiwöchigen Verhandlungen. Ein Statement, das nicht nur bei vielen anwesenden Regierungsdelegationen für Unmut

Von

Jan Pingel

sorgte, sondern auch Kirchen auf der ganzen Welt auf den Plan rief. Kirchliche Organisationen engagieren sich seit Jahrzehnten in den Klimaverhandlungen und fordern Klimagerechtigkeit für die Menschen, Gemeinschaften und Länder, die am stärksten von den Auswirkungen des Klimawandels betroffen sind. Das kirchliche Engagement und die politischen Forderungen ergeben sich aus ihrem Glauben selbst als auch aus weltweiten Partnerschaften und den langjährigen Erfahrungen in der humanitären Hilfe und der internationalen Entwicklungszusammenarbeit.

„Öl, Kohle und Gas sind in der Tat ein Geschenk Gottes. Gott hat der Menschheit jedoch anvertraut, die Schöpfung zu bewahren und sie nicht auszubeuten“, so Julius Mbatia, Klimaaktivist aus Kenia in einem Statement des Ökumenischen Rats der Kirchen (ÖRK).

Der Start der Klimaverhandlungen war zu diesem Zeitpunkt misslungen, es blieb aber die Hoffnung, dass ein ambitioniertes, bedarfsorientiertes Finanzierungsziel die Konferenz zu einem Erfolg macht.

Die COP in Aserbaidschans Hauptstadt Baku wurde als „Finanz-COP“ angekündigt, als entscheidender Moment, um die riesigen Lücken in der internationalen Klimafinanzierung zu schließen. Am Ende wurden im Zuge der Konferenz jedoch nicht nur keine angemessenen Finanzmittel bereitgestellt, es gab auch kaum Fortschritte bei zentralen Themen wie dem Ausstieg aus der Nutzung fossiler Brennstoffe, dem Ausgleich von Schäden und Verlusten (Loss and Damage) oder dem Just-Transition Umsetzungsplan.

„Die pazifischen Inselstaaten allein sehen sich bereits jetzt mit klimabedingten Kosten in Höhe von 140 Milliarden US-Dollar jährlich konfrontiert, einer Zahl, die bis 2030 – so Prognosen der Weltbank – droht, auf eine Billion US-Dollar anzusteigen“

und Versagen der **Starken**

Ozeanien-Dialog

Der Ozeanien-Dialog stärkt pazifische Stimmen in Europa und setzt sich mit Nichtregierungsorganisationen und Kirchen in Ozeanien aktiv für Ressourcen- und Klimagerechtigkeit sowie Menschenrechte ein.

www.ozeanien-dialog.de



Das neue Ziel für die Klimafinanzierung – 300 Milliarden US-Dollar jährlich bis 2035 – basiert in hohem Maße auf Krediten statt auf Zuschüssen, was Länder im Globalen Süden, die der Klimakrise in besonderem Maße ausgesetzt sind, weiter in die Verschuldung treibt. Schlimmer noch, diese Zahl ist kaum mehr als das seit langem versprochene, inflationsbereinigte Ziel von 100 Milliarden US-Dollar jährlich. Staatliche und zivilgesellschaftliche Delegationen hatten jährlich mindestens eine Billion US-Dollar gefordert – wissend, dass selbst dies viel zu gering angesetzt ist.

„Das Ergebnis der COP29 ist ein Verrat an den Schwachen und das Versagen der Starken in den internationalen Verhandlungen“

Die pazifischen Inselstaaten allein sehen sich bereits jetzt mit klimabedingten Kosten in Höhe von 140 Milliarden US-Dollar jährlich konfrontiert, einer Zahl, die bis 2030 – so Prognosen der Weltbank – droht, auf eine Billion US-Dollar anzusteigen. Obwohl im Jahr 2023 auf der COP28 ein Fonds für Schäden und Verluste eingerichtet wurde, bleibt seine Funktionsweise undurchsichtig, und es gibt kaum Anzeichen dafür, dass er den Bedürfnissen der pazifischen Gemeinschaften gerecht wird.

Ein wichtiger Absatz des Beschlusstextes, der sicherstellt, dass die Klimafinanzierung und die damit durchgeführten Maßnahmen die Menschenrechte achtet, schützt und fördert sowie geschlechtergerecht ist, wurde in der zweiten Woche der COP29 aus dem Text gestrichen. Damit wurde auch die Garantie gestrichen, dass die bereitgestellten Mittel tatsächlich denjenigen zugutekommen, die sie am meisten benötigen. Das formulierte, viel zu geringe, Finanzierungsziel von 300 Milliarden US-Dollar verweist auf die Einbeziehung der Privatwirtschaft sowie die zentrale Rolle der multilateralen Entwicklungsbanken. Beide Sektoren sehen sich sehr häufig dem Vorwurf ausgesetzt, dass ihre Maßnahmen lokalen Gemeinschaften eher schaden als nützen, dass Menschenrechte verletzt und Ökosysteme in Mitleidenschaft gezogen werden. So bleibt unklar, ob die Folgemaßnahmen zur Umsetzung des neuen Finanzierungsziels zukünftig menschenrechts- und genderbasiert implementiert werden.



Jan Pingel ist Koordinator des Ozeanien-Dialogs und war bei der COP29 in Baku dabei.

Das Ergebnis der COP29 ist ein Verrat an den Schwachen und das Versagen der Starken in den internationalen Verhandlungen. Dabei ist, anders als oft zu hören und lesen ist, nicht der multilaterale Prozess gescheitert. Die Konferenz selbst oder die Durchfüh-

„Verantwortlich für das fehlende Tempo, die geringen Ambitionen und letztendlich die völlig unzureichenden Finanzmittel sind die industrialisierten Staaten. Ihre mangelnde Bereitschaft, Zusagen einzuhalten und angemessene finanzielle Unterstützung bereitzustellen, untergräbt die Grundsätze der Gleichheit und Gerechtigkeit, die dem Pariser Abkommen zugrunde liegen, und verschiebt die Last der Klimaschutzmaßnahmen weg von denjenigen, die am meisten für die globale Krise verantwortlich sind“

rung im Öl- und Gasland Aserbaidschan waren nicht das entscheidende Problem. Verantwortlich für das fehlende Tempo, die geringen Ambitionen und letztendlich die völlig unzureichenden Finanzmittel sind die industrialisierten Staaten. Ihre mangelnde Bereitschaft, Zusagen einzuhalten und angemessene finanzielle Unterstützung bereitzustellen, untergräbt die Grundsätze der Gleichheit und Gerechtigkeit, die dem Pariser Abkommen zugrunde liegen, und verschiebt die Last der Klimaschutzmaßnahmen weg von denjenigen, die am meisten für die globale Krise verantwortlich sind.

Die UN-Klimaverhandlungen endeten also ohne ein ehrgeiziges Klimafinanzierungsziel, ohne konkrete Pläne zur Begrenzung des globalen Temperaturanstiegs auf 1,5 Grad Celsius und ohne die dringend benötigte umfassende Unterstützung für die Anpassung an den Klimawandel sowie für Schäden und Verluste.

Aber der Kampf für Klimagerechtigkeit endet nicht in Baku. Er verlagert sich auf andere Schauplätze, an denen die Klimabeweg-

ung, Umwelt- und Entwicklungsverbände, Kirchen und Staaten einen transformativen Wandel vorantreiben. Die Anhörungen für das Gutachten des Internationalen Gerichtshofs zum Klimawandel (ICJ – Kampagne) und die Initiative zum Vertrag über die Nichtverbreitung fossiler Brennstoffe (Fossil Fuel Non-Proliferation Treaty) – beides Initiativen, die von pazifischen Staaten angeführt werden – geben Anlass zur Hoffnung.

Während die ganze Welt mit der sich verschärfenden Klimakrise kämpft, bleibt die Botschaft des Pazifiks unmissverständlich. „Unsere Zukunft liegt allein in den Händen der Industrienationen“, so Maina Talia, Klimaminister von Tuvalu in Baku. Die Weltgemeinschaft und insbesondere der Globale Norden müssen sich dieser Verantwortung stellen und dafür sorgen, dass die Stimmen derjenigen, die an vorderster Front der Klimakrise stehen, nicht länger ignoriert werden, sondern Gehör finden, wieder den moralischen Kompass bilden und zu echten Veränderungen führen.

„Die Weltgemeinschaft und insbesondere der Globale Norden müssen sich dieser Verantwortung stellen und dafür sorgen, dass die Stimmen derjenigen, die an vorderster Front der Klimakrise stehen, nicht länger ignoriert werden, sondern Gehör finden, wieder den moralischen Kompass bilden und zu echten Veränderungen führen“

Neugierig auf die Welt

Freiwilligen- dienste welt- weit

Die evangelischen Missionswerke in Deutschland bieten seit Jahrzehnten Freiwilligendienste an – im Süd-Nord-, Nord-Süd-, Nord-Nord- und Süd-Süd-Austausch. Junge Menschen arbeiten für 6 bis 12 Monate in sozialen, diakonischen oder kulturellen Projekten weltweit. Die Programme sind, da sie durch das „weltwärts“-Programm der Bundesregierung gefördert werden, weitestgehend kostenfrei. Vor, während und nach dem Einsatz werden die Freiwilligen intensiv begleitet und unterstützt.

Mehr erfahren:

mission-weltweit.de/de/freiwillig-engagiert



Mit der Schule fertig und dann? Zeit für Orientierung und ein Raum, über sich hinauszuwachsen, Neues über sich und die Welt zu lernen: **Freiwilligendienste bieten die Chance, genau das zu tun – und dabei einen positiven Beitrag zu leisten. Auch viele EMW-Mitglieder bieten in Freiwilligenprogrammen jungen Menschen die Möglichkeit, andere Teile der Welt kennenzulernen. Das gemeinsame Arbeiten, der kulturelle Austausch und das Lernen voneinander stehen dabei im Mittelpunkt. Zwei, die sich auf das Abenteuer „freiwilliges Auslandsjahr“ eingelassen haben, sind **Matilda Franzén** (Nord-Nord) und **Harieth Mmanga** (Süd-Nord).**

Zwei Porträts von
Katrin Lüdeke

Zwei Jahre hat sich **Matilda Franzén** schon in Schweden in der Freiwilligenarbeit engagiert – bei Organisationen, die mit dem Berliner Missionswerk (BMW) zusammenarbeiten –, bevor sie über das Nord-Nord-Freiwilligenprogramm des BMW im August 2024 nach Deutschland kommt. Ihr Wunsch, andere Kulturen kennenzulernen und ihre Perspektiven zu erweitern, lässt sie sofort Ja-sagen, als sie die Möglichkeit bekommt.

In Berlin ist die 25-Jährige Teil der Evangelischen Studierendengemeinde (ESG), wo sie vor allem im „Himmlischen Café“ in Berlin-Mitte tätig ist. Die kulturellen Unterschiede zwischen Deutschland und Schweden sind zwar gering, doch das Café ist auch ein Treffpunkt für internationale Studierende und bietet für Matilda Franzén die Gelegenheit, Menschen mit ganz unterschiedlichen Hintergründen zu begegnen. Viele Cafégäste kommen regelmäßig – dadurch, und dass sie in einem Studierendenwohnheim untergebracht ist, kann sie schnell Anschluss finden.

Durch das Café lernt sie auch viele neue Gerichte kennen, denn hier backt und kocht sie täglich mit anderen Freiwilligen zusammen. Überraschend ist für sie, was für eine große Rolle das Essen in der deutschen Kultur spielt und es begeistert sie, dass sie viel Neues ausprobieren kann.

Der internationale Kontext des Cafés bedeutet für Matilda Franzén auch, dass sie kaum Deutsch lernen muss. Das ist zugleich Privileg, weil sie sich überall direkt auf Englisch verständigen kann, und Nachteil, weil Sprache mehr als nur ein Kommunikationsmittel ist. Für alltägliche Situationen reichen ihre Sprachkenntnisse aus, aber ihr ist bewusst, dass sie keine tiefen Gespräche auf Deutsch führen kann. Ihr Rat an andere Freiwillige: „Versucht, die fremde Sprache zu lernen und Gespräche zu führen, auch wenn es schwer ist – aber zumindest habt ihr es versucht.“

„Auch wenn ihr Jahr in Berlin endet, nimmt sie die Erlebnisse und Begegnungen, die sie hier gemacht hat, als wertvollen Teil ihres Lebens mit“

„Sich einfach auf die Zeit einzulassen und offen für Neues zu sein, würde sie auch anderen empfehlen“

Nach ihrem Freiwilligenjahr möchte Matilda Franzén in ihrer Heimat Pädagogik studieren und später als Gemeindepädagogin arbeiten. Die Arbeit in der Gemeinde liegt ihr schon von klein auf am Herzen, und sie ist überzeugt, dass alle Generationen – nicht nur Jugendliche und Kinder – pädagogische Begleitung in der Gemeindegemeinschaft brauchen. „Gemeindegemeinschaft braucht pädagogische Konzepte für alle Generationen“, betont sie.

Ein wenig wehmütig blickt sie nun auf das näher rückende Ende ihres freiwilligen Jahres. Sie hat sich in Berlin schnell eingelebt, tiefgehende Freundschaften geschlossen und ein Gefühl der Vertrautheit entwickelt. „Wieder in Kronen bezahlen zu müssen, wird komisch. Ich habe mich so an den Euro gewöhnt“, sagt sie lachend. Auch wenn ihr Jahr in Berlin endet, nimmt sie die Erlebnisse und Begegnungen, die sie hier gemacht hat, als wertvollen Teil ihres Lebens mit. An ein Erlebnis im letzten Jahr denkt sie besonders gern zurück: Ein Abend, an dem sie mit einer neuen Freundin stundenlang redete und lachte und der ihr bewusst macht, dass sie nicht nur neue Erfahrungen, sondern auch neue Freund*innen gewonnen hat.

Sich einfach auf die Zeit einzulassen und offen für Neues zu sein, würde sie auch anderen empfehlen: „Ein freiwilliges Jahr passt zu allen. Man muss keine besonderen Fähigkeiten mitbringen. Wichtig ist, dass man aufgeschlossen ist, bereit zu lernen und über die eigenen Gefühle offen spricht.“

„Wichtig ist, dass man aufgeschlossen ist, bereit zu lernen und über die eigenen Gefühle offen spricht“

Ein Jahr im Ausland steht eigentlich nicht auf Harieth Mmangas Bucket-Liste. Nachdem sie ihre High School abgeschlossen hat, will sie eigentlich studieren. Durch Zufall entdeckt sie aber in ihrer Kirchengemeinde eine Werbung, die auf das Freiwilligenprogramm des Evangelisch-Lutherischen Missionswerks Leipzig hinweist, und die weckt ihr Interesse. Das Programm ermöglicht einen Süd-Nord-Freiwilligenaustausch, und die Idee, für ein Jahr in Deutschland zu leben und zu arbeiten, fasziniert sie. Es ist trotzdem keine leichte Entscheidung. Aufgrund der Entfernung zwischen Tansania und Deutschland ist klar, dass sie in diesem Jahr ihre Familie nicht würde sehen können. Doch die Aufregung und Vorfreude überwiegen und so führt ihr Weg sie im Jahr 2022 in die Lutherstadt Wittenberg.

Das Vorbereitungsseminar für das Programm ist für Harieth Mmangas besonders wichtig – nicht nur um einen Einblick in Sprache und Kultur zu bekommen, sondern vor allem für die Vernetzung mit anderen Freiwilligen, die ihr während des Jahres Halt geben. Darum legt sie auch anderen Freiwilligen das ans Herz: „Es ist so wichtig, sich zu vernetzen und den Kontakt zu halten, bleibt da unbedingt dran!“

Trotz der Vorbereitung erlebt Harieth Mmanga einen Kulturschock. Anfangs fühlt sie sich oft isoliert. Während in Tansania die Menschen schnell Verbindungen aufbauen, ist neue Freundschaften zu knüpfen in Deutschland eine Herausforderung, mit der sie umgehen muss. Mehrere Monate dauert es, bis sie sich wirklich zuhause fühlt. „Es braucht einfach viel Zeit, sich zu gewöhnen“, erklärt sie rückblickend.

„Es ist so wichtig, sich zu vernetzen und den Kontakt zu halten“

Sie lernt nicht nur eine neue Kultur und Sprache kennen, sondern auch, wie wichtig es ist, sich auf die neuen Erfahrungen mutig einzulassen. Außerhalb der eigenen Komfortzone lässt sich viel Neues entdecken. „Es war toll, so viele Menschen und Orte kennenzulernen, neues Essen zu probieren und Einblick in andere Lebensweisen zu bekommen.“

Wie sehr das Jahr sie tatsächlich beeinflusst, merkt die damals 21-Jährige erst hinterher. Bei ihrer Rückkehr begegnet ihr der Kulturschock ein zweites Mal. Denn sie stellt fest, dass sich ihre eigenen Werte und Vorstellungen verändert haben. In ihrer Familie spielt Gemeinschaft eine große Rolle, doch nach dem Jahr in Deutschland hatte Harieth Mmanga gelernt, ihren eigenen Raum zu schätzen und manchmal mehr Ruhe für sich selbst zu

beanspruchen, so braucht sie auch hier Zeit, sich einzufinden. Die Erfahrung mit dem Freiwilligenprogramm beeinflusst auch ihre Zukunftspläne: In Wittenberg arbeitet sie hauptsächlich mit Jugendlichen im Alter zwischen 13 und 17 Jahren. Sie engagiert sich im Konficamp, unterstützt die Sonntagsschule und ist aktiv an der Educational Academy in Wittenberg beteiligt. Dort hilft sie bei der Planung und Durchführung von Events und gewinnt wertvolle Einblicke in die pädagogische Arbeit. Fest steht für die nun 23-Jährige, dass sie sich weiterhin für Jugendliche engagieren möchte, am liebsten in einer NGO.

„Außerhalb der eigenen Komfortzone lässt sich viel Neues entdecken“

Besonders stolz ist sie auf ein persönliches Projekt, das sie während ihres Aufenthalts begann. Der Pastor vor Ort ermutigt sie, ein Fotoprojekt zu starten. Jeden Tag macht Harieth Mmanga ein Foto, das ihren Blick auf Wittenberg einfängt. So kann sie die Stadt und ihre Veränderungen im Verlauf der Jahreszeiten festhalten und hat jetzt eine tolle Erinnerung an diese für sie so prägende Zeit.



Impressum

EMW-Themenheft 2025
ISBN: 978-3-946352-17 -4

Herausgeber:

Evangelische Mission Weltweit e.V. (EMW)
vertreten durch Direktor Rainer Kiefer
Normannenweg 17-21
20537 Hamburg
Tel.: 040 25456-0
info@mission-weltweit.de
mission-weltweit.de

Redaktion: Dr. Silja Joneleit-Oesch (v.i.S.d.P.),
Tanja Stünckel, Corinna Waltz
Nicht deutschsprachige Beiträge wurden von
der Redaktion mit KI-Unterstützung über-
setzt und bearbeitet. Über den Einsatz von KI
in unserer redaktionellen Arbeit informieren
wir auf der EMW-Website.

Korrektorat: Matt Barlow, Viviana Stockem

Gestaltung: Ari Gröbke Design, Hamburg

Druck: MHD Druck und Service,
Hermannsburg

Das EMW-Themenheft wird auf FSC-zertifi-
ziertem Papier gedruckt, die CO2-Belastung
durch den Druck wird durch Kompensations-
zahlungen an klimaschonende Projekte
ausgeglichen.



Mitglieder

Neun Missionswerke, fünf Verbände, fünf Freikirchen und die
EKD gehören zu den EMW-Mitgliedern:

Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste,
Arbeitsgemeinschaft Mennonitischer Gemeinden K.d.ö.R,
Berliner Missionswerk, CVJM Deutschland,
Weltbibelhilfe der Deutschen Bibelgesellschaft, Deut-
sche Evangelische Missionshilfe, Deutsche Gesellschaft
für Missionswissenschaft, EBM INTERNATIONAL K.d.ö.R,
Evangelisch-altreformierte Kirche in Niedersachsen, Evange-
lisch-Lutherisches Missionswerk in Niedersachsen, Evange-
lisch-Lutherisches Missionswerk Leipzig,
Evangelisch-methodistische Kirche, Evangelische
Brüder-Unität – Herrnhuter Brüdergemeine, Evangelische
Kirche in Deutschland, Evangelische Mission in
Solidarität, Gossner Mission, Mission EineWelt,
Norddeutsche Mission, Ökumenewerk der Nordkirche, Vereinte
Evangelische Mission

Assoziierte Organisationen

Neben den Mitgliedern gehören auch assoziierte
Organisationen zur EMW-Gemeinschaft:

Christlicher Hilfsbund im Orient, CBM Christoffel-Blindenmis-
sion Christian Blind Mission, Deutsche Arbeitsgemeinschaft für
Evangelische Gehörlosenseelsorge, Difäm Weltweit, Deutsche
Seemannsmission, Hildesheimer Blindenmission, Lutherische
Kirchenmission (Bleckmarer Mission), Stiftung Morgenland



**Evangelische Mission
Weltweit e.V. (EMW)**

Normannenweg 17-21
20537 Hamburg

Tel.: 040 25456-0

info@mission-weltweit.de
mission-weltweit.de

EMW

A large, bold, sans-serif logo for 'EMW' is centered within a light-colored rectangular area. The logo is partially overlaid by the large '50' number from the background.